Einzelpreis 20 P oder 20 Groszy

DANZIGER Volksstimme

Geschäftsstelle: Danzig, Am Spendhaus 6. Fernsprechanschluß der Geschäftsleitung 287 03. Schriftleitung 215 60. Bezugspreis monatl. 3,— G, wöchentl. 0,75 G; in Deutschland 2,50 Goldmark; durch die Post 3,— G,— monatl.; für Pommerellen 5,— Zloty. Anzeigen: 1 mm 0,18 G; Reklamen: 1 mm 0,80 G; in Deutschland 0,16 u. 0,80 Goldmark. — Abonnements u. Inseratenaufträge in Polen nach dem Danz. Tageskurs

27. Jahrgang — Sonnabend, den 1. Februar 1936 — Nr. 27

Die Nationalsozialisten und Genf

Reden von Greiser und Forster

Betrachtungen zur Danziger Politik

Heute: Große Sportbeilage

Senatspräsident Greiser und Gauleiter Forster zu den Beschlüssen des Völkerbundsrates

Die Nationalsozialisten und Genf

Gestern abend fand in der Messehalle die seit Tagen angekündigte öffentliche Kundgebung der NSDAP. in der Messehalle statt. Redner waren Gauleiter Forster und der Präsident des Senats, Greiser. Ferner fanden in Langfuhr und Zoppot Parallelversammlungen mit den gleichen Rednern statt.

Gauleiter Forster

erklärte in seinen Begrüßungsworten, daß er auch jene, die sich Deutsche nennen, aber nur gekommen seien, um die Ohren aufzusperren, um nach Schluß der Versammlung in ein allen Danzigern bekanntes großes Haus zu laufen und dort in verdrehter Form alles zu berichten, begrüße. Nach einigen Worten über den 30. Januar begann er seine üblichen Angriffe gegen die Oppositionsparteien. Der Hohe Kommissar habe in seinem Jahresbericht die Wünsche der Opposition dem Völkerbund vorgetragen. Der Völkerbund sei ein Bund der Völker zur Verhütung von Kriegen. Er verhüte auch Kriege zwischen den Nationalsozialisten und der Opposition hier in Danzig. Daher auch das große Interesse, das man dem Bericht des Hohen Kommissars entgegengebracht habe. Er, der Redner, könne solch einen Bericht auch verstehen, denn der Hohe Kommissar sei ja kein Deutscher. Er verstehe nicht einmal die deutsche Sprache. Unter lebhaften Zurufen erörterte Herr Forster sodann die Bezüge des Hohen Kommissars. Er, so fuhr er fort, würde sich mit dem Hohen Kommissar nicht beschäftigen, wenn sich dieser nicht so eingehend mit ihm beschäftigt hätte. Forster verlas dann den Bericht des Hohen Kommissars, soweit er sich mit seiner Person beschäftigte, wörtlich. Die Wendung in dem Bericht, in der davon die Rede war, daß Herr Forster ein junger Mann und ein außerordentlich begeisterter, um nicht zu sagen: fanatischer, Nationalsozialist sei, empfinde er, so erklärte Forster, als Lob. Er wünsche nur, daß alle, die hier 1931 in die Partei eingetreten seien, genau so fanatisch wären. Wenn der Hohe Kommissar bemängelt habe, daß in Gerichts- und Amtsgebäuden Hitlerbilder hängen, so müsse er erklären, daß sie dort auch hängen bleiben würden. Wenn weiter der Hohe Kommissar daran Anstoß genommen habe, daß die Nationalsozialisten Hitler immer als Parteichef bezeichneten, aber jedesmal, wenn er beleidigt werde, den Beleidiger wegen Kritik an einem Staatsoberhaupt bestrafen ließen, so könne er, Forster, nur sagen, „es wäre ja noch schöner, wenn wir so ein rotes Schwein, das unseren Führer beleidigt, noch nicht einmal bestrafen dürften". Was die Beanstandung der Grußform „Heil Hitler" in amtlichen Schreiben betreffe, so könne er nur sagen, daß die Nationalsozialisten andere Sorgen hätten. Sie müßten dafür sorgen, daß das Volk zu essen habe.

Die Oppositionsparteien seien in Genf enttäuscht worden. Es gebe keine Neuwahlen. Was sollte auch aus Danzig werden, wenn diese Parteien noch einmal regieren würden? Das dürfe nicht mehr vorkommen. Dafür kämpften die Nationalsozialisten. Die Nationalsozialisten wollten es sich nicht verhehlen, es werde ihnen hier nichts geschenkt bleiben. Sie würden den bitteren Kelch der Leiden, der Not und des Elends bis auf den letzten Tropfen auskosten müssen. Zu der Versammlung gewandt, rief er zum Schluß: „Euch aber kann ich nur bitten: haltet dem Führer die Treue und schenkt uns den Glauben, daß wir es ehrlich mit euch meinen. Ich verlange Gehorsam von euch. Wir haben einen festen Glauben und eiserne Fäuste, und wir werden kämpfen und die Opposition zertrümmern, bis auch für uns hier in Danzig der Tag der Freiheit kommt!"

Nach der Pause sprach

Präsident Greiser.

Er las seine Ausführungen vom Blatt ab und erklärte eingangs, er mache darauf aufmerksam, daß er gezwungen sei, als Diplomat zu sprechen. Er ging dann auf die Verhandlungen in Genf ein. Der Erfolg für die Opposition sei ausgeblieben. Lediglich die Aufhebung des Ehrenschutzes und die Entschädigung von zwei entlassenen Gemeindeangestellten, ferner die Errichtung eines Pressegerichtes hätten sie erreicht. Jede Prüfung der Ungültigkeitserklärung der Wahl vom 7. April sei suspendiert worden. In diplomatischen Worten habe er (der Redner) am Schluß seiner Genfer Ausführungen erklärt, daß er schweren Herzens die Entschlüsse des Völkerbundes hinnehme. Gerade durch die diplomatische Bemerkung „schweren Herzens" habe er dem Völkerbund zu verstehen geben wollen, daß dem kleinen Danzig, das ohnehin kaum leben oder sterben könne, gar nichts weiter übrig geblieben sei als anzunehmen. Um ihr Siegesgefühl beneide er die Opposition nicht.

Präsident Greiser ging dann auf die Deutschnationalen ein, von denen ein Redner erklärt habe, sie hielten sich an den Vertrag von Versailles und brauchten sich dessen nicht zu schämen. Damit gebe die Opposition zu, so meinte Präsident Greiser, daß sie nicht die Einheit des deutschen Volkes in Danzig wolle. Leider verbiete es ihm die Verfassung, diese Leute mit dem richtigen Namen zu nennen. Aber schon auf seiner Rückreise durch Deutschland sei ihm erklärt worden, daß man die Namen dieser auch-deutschen Danziger auf eine Stufe mit denen der deutschen Emigranten stelle und sie auch in Deutschland demgemäß behandeln würde.

Die Opposition habe sich nicht gescheut, so erklärte Präsident Greiser weiter, an einflußreiche Stellen den Wunsch heranzutragen, bei einer Neuwahl internationale Polizei heranzuziehen. Sie zeige damit nur, daß es ihr an dem Sicherheitsgefühl mangele, obwohl sie immer wieder behaupte, daß die Mehrheit der Danziger Bevölkerung hinter ihr stehe. Zum Schluß erklärte Präsident Greiser, nur der könne Sieger werden, der mit dem festen Glauben an seine Ideale in den Kampf gehe. Und weil die Nationalsozialisten diesen festen Glauben hätten, würden sie auch in allen Kämpfen Sieger bleiben.

*

Die Rede die Gauleiter Forster gestern gehalten hat, hat für uns in Danzig nichts weiter als die Bestätigung der Ansicht gebracht, daß es den Nationalsozialisten heute im wesentlichen darauf ankommt, ihre Anhänger „bei der Stange zu halten". Nichts ist dafür bezeichnender als die Bitte an die Versammlungsteilnehmer, treu zu bleiben. Ob im übrigen die ausführliche Polemik Forsters gegen den Bericht des Hohen Kommissars vom Standpunkt der Nationalsozialisten gesehen, besonders nützlich war, ist sehr zu bezweifeln.

Bei der Rede des Präsidenten Greiser fällt vor allem das Bemühen auf, sich vorsichtig oder, wie er selbst sagt, sich diplomatisch auszudrücken. Seine Wiedergabe der Genfer Beschlüsse, darauf muß aufmerksam gemacht werden, entbehrt der Vollständigkeit, was besonders bezüglich der Entschädigung der Gemeindeangestellten auffällt. Hier hat der Völkerbundsrat ausdrücklich von allen, die sich in gleicher Lage wie Luck und Schmode befinden, gesprochen. Die bedeutungsvollste Behauptung des Präsidenten Greiser ist jedoch die Erklärung, die Opposition habe sich um die Schaffung einer internationalen Polizei bemüht. Wir erklären dazu, daß die Oppositionsparteien eine solche Forderung nicht erhoben haben.

Streiflichter

Kommentare

Der „Danziger Vorposten" hat sich jüngst darüber beschwert, daß wir, die „Danziger Volksstimme", es unterlassen haben, das Interview, das Präsident Greiser seinem Hauptschriftleiter Zarske dieser Tage erteilt hat, ausreichend zu kommentieren. Der „Vorposten" mag sich trösten; denn wir werden das Versäumte nachholen, wir werden sogar noch andere Reden und Ausführungen der verschiedensten nationalsozialistischen Führer oder Druckschriften auf ihren eventuellen Gehalt und auf ihre Bedeutung für die Entwicklung des Verfassungsproblems in Danzig untersuchen und in durchaus aufbauendem Sinne kritisch zu ihnen Stellung nehmen. Zuvörderst aber mag er uns einige Bemerkungen gestatten, die die an sich doch recht sonderbare Beschwerde des „amtlichen Organs der NSDAP., Gau Danzig" im rechten Lichte erscheinen lassen.

Der „Vorposten" und überhaupt die Nationalsozialisten, spielen augenblicklich wieder einmal die politischen Kraftmeier. Wir haben das — nach den Genfer Beschlüssen — auch gar nicht anders erwartet; wir kennen die Herren sehr genau . . . Wir wissen recht gut, daß es ihnen jetzt auf nichts anderes ankommt, als darauf, das arg ramponierte Prestige zu wahren. Die Nationalsozialistische Partei reagierte auf Schläge, die sie erhielt, niemals anders als mit Manövern, die eine manchmal gar nicht vorhandene Kraft vortäuschen sollten. Und so ist es auch heute wieder. Aus diesem Grunde schrieb der „Vorposten" gestern noch ein Loblied auf seine Parteiformationen: „Deshalb waren wir Nationalsozialisten, parteipolitisch gesehen, selten in so guter Stimmung wie heute." (!) Aus diesem Grunde behauptete er auch neulich, die Opposition fühle sich „belämmert". Und aus dem gleichen Grunde tut er so, als gelüste es ihn, einen kritischen Kommentar zum Greiser-Interview zu lesen, um damit bei seinen Lesern den Eindruck zu erwecken, wir hätten nicht den Mut, zu Ausführungen des Senatspräsidenten Stellung zu nehmen.

Diese Vorspiegelung falscher Tatsachen, diese Sucht, aus Prestigegründen Stimmung zu machen, und den Gegner herauszufordern, verraten in Wirklichkeit eine für die NSDAP. selbst sehr gefährliche Nervosität, die sich — dessen sind wir gewiß, und wir haben in der nüchternen Beurteilung solcher Dinge meistens recht behalten — früher oder später wieder an ihr rächen wird. Auch der Wechsel der Methoden, der augenblicklich in der praktischen Bekämpfung der Opposition durch die Nationalsozialisten für jeden Uebersehenden zu bemerken ist, dürfte an dem schmählichen Ende aller solcher Unternehmungen nichts ändern, so große Illusionen man sich im Lager der NSDAP. auch über seine Wirkungen machen mag. Den Nationalsozialisten und der Oeffentlichkeit sei gesagt, daß wir auf alle Abenteuer gewappnet sind, aber gar nicht daran denken, uns von der Nervosität der Nationalsozialisten anstecken zu lassen oder gar versuchen werden, sie in ihren krampfhaften Bemühungen, Eindruck zu machen, zu übertrumpfen. Wir halten uns lieber an das alte Sprichwort, in dem es heißt, daß Gottes Mühlen zwar langsam, dafür aber trefflich fein malen, (wobei Gott als Sinnbild der Geschichte gemeint ist).

Wir können und wollen auch darauf verzichten, uns mit den Nationalsozialisten darüber herumzustreiten, ob sie oder wir in Genf aus dem Verfassungskonflikt als Sieger hervorgegangen sind. Es genügt uns vollkommen und trifft den Kern der Dinge viel besser, wenn wir feststellen, daß die Danziger Verfassung, das heißt das Grundgesetz des demokratischen Staates, den Sieg davon getragen hat. Auf etwas anderes kommt es nämlich gar nicht an. Wir zweifeln nicht daran, daß diese Tatsache den führenden Nationalsozialisten bekannt ist, und daß sie ihre Bedeutung — wenigstens in ihrem Sinne — gebührend einzuschätzen wissen. Für die nach außen dringenden Regungen der NSDAP. hat sich die Opposition eine Art von Fieberthermometer angeschafft, mit dessen Hilfe sie den Zustand des Patienten erkennt, und das es ihr möglich macht, die schön geschwungenen Fieberkurven auf einer Tabelle säuberlich einzutragen.

Das Interview, das Präsident Greiser dem Hauptschriftleiter des „Vorposten" gewährt hat, und von dem wir hier eigentlich sprechen wollten, hebt sich jedoch von solchen Erscheinungen verhältnismäßig deutlich ab. Es ist in einem ruhigen Ton gehalten. Wir bemerkten aber bereits anläßlich seines Nachdrucks in der „Danziger Volksstimme", daß es über die augenblickliche politische Situation in der Freien Stadt Danzig und über die Richtung der nächsten Zukunft sehr wenig aussagt. Es besteht im wesentlichen aus rückblickenden Betrachtungen über Möglichkeiten, die nach Ansicht des Senatspräsidenten in Genf gegeben schienen, aber doch nicht in Erscheinung traten. So sprach er über „anscheinend gefaßte Pläne" der Völkerbundsinstanzen, von „im Bereich der Möglichkeit" liegenden „ernsten Absichten Genfer Faktoren" gegenüber dem Senat, die „wesentlich anders ausgesehen haben mögen, als man aus dem bekannt gewordenen Bericht Edens entnehmen kann". Man wird zugeben, daß solche Bemerkungen kaum als wesentlich für die Lage der politischen Verhältnisse in Danzig bezeichnet werden können.

Das erste Ergebnis der Flottenkonferenz

Vereinbarung über den Austausch der Bauprogramme

Die Londoner Flottenkonferenz erzielte am Freitag einstimmig eine Vereinbarung, die einen jährlichen Mitteilungsaustausch über die Flottenbauprogramme der Länder vorsieht. Diese Vereinbarung umfaßt folgende Hauptpunkte:

1. Jede vertragschließende Macht soll während der ersten vier Monate des Kalenderjahres Angaben über ihr jährliches Bauprogramm machen. Diese Angaben sind hinfällig. Es sollen daher im Verlauf des betreffenden Jahres keine Schiffe gebaut werden, die über das erklärte Programm hinausgehen. 2. Keine vertragschließende Macht soll vor Ablauf von vier Monaten nach der Erklärung des jährlichen Bauprogramms ein Schiff auf Kiel legen. 3. Ausführliche Einzelheiten der Bauart jedes Schiffes sollen vier Monate vor der Kieliegung bekanntgegeben werden und nicht erst nach Fertigstellung der Schiffe, wie es zur Zeit üblich ist. 4. Es ist vorgesehen, daß wichtige Aenderungen, die während der Bauzeit oder nach Fertigstellung des Schiffes durchgeführt werden, mitzuteilen sind. 5. Das Abkommen sieht schließlich einen Mitteilungsaustausch über halbfertige oder fertige Schiffe vor, die von einem Staat erworben werden.

Nach englischer Auffassung ist der Plan für den Austausch der Bauprogramme so gestaltet, daß er allgemein annehmbar ist und jedem Staat zur Unterzeichnung offensteht. Wie Reuter in diesem Zusammenhang meldet, heißt es in der amtlichen Erklärung, die dem Plan beigegeben ist, u. a.: „Wenn diese Beschlüsse allgemein von allen Flottenmächten angenommen werden sollten, wird ein großer Fortschritt in der Beseitigung des Mißtrauens erzielt sein, das einen so starken Einfluß auf das Wettrüsten ausübt. Damit würde ein Beitrag zur mengenmäßigen Herabsetzung der Flottenrüstung in der ganzen Welt gegeben werden."

Fluchtversuch aus Konzentrationslager

Neun elf Flüchtlingen drei erschossen

Wie die in Paris erscheinende europäische Ausgabe der „New York Herald Tribune" aus Berlin berichtet, versuchten elf Gefangene in der Nacht auf Montag aus dem Konzentrationslager Papenburg, das nahe der holländischen Grenze liegt, zu flüchten. Zwei Flüchtlinge wurden, so berichtet das amerikanisch-französische Blatt, auf der Flucht erschossen und ein dritter so schwer verletzt, daß er bald darauf starb. Der Zustand eines vierten sei infolge einer Schußverletzung ebenfalls ernst. Die übrigen sieben seien wieder gefangen worden.

Präsident Greiser hat ferner die für Außenstehende vielleicht sehr wichtige, uns ihrem Inhalt nach durchaus bekannte Feststellung getroffen, daß die Partei der Danziger Nationalsozialisten „keinen erwählten Parteivorstand, sondern einen ernannten Führer, nämlich den Gauleiter, hat", und daß „die nationalsozialistische Regierung . . . selbstverständlich abhängig von ihrer Partei" ist, „die den Männern im Senat den Auftrag, zu regieren, gegeben hat." — Wir sind mit dem „Vorposten" durchaus der Meinung, daß solche Feststellungen zu Kommentaren Anlaß geben könnten. Für uns Danziger jedoch stellen sie keine Ueberraschungen mehr dar. Sie gehören, ihrer Formulierung nach, vielmehr zu den übrigen zahlreichen Eigenheiten des Danziger politischen Lebens.

Herr Präsident Greiser hat schließlich auch über die möglichen Aussichten für Neuwahlen in Danzig gesprochen. Es mag sein, daß er mit seiner für die Aussichten der NSDAP. nicht unbedingt pessimistischen Meinung den Eindruck korrigieren wollte, den die Kommentare seines Interviewers, des „Vorposten", zu der Aufschiebung einer Prüfung der Ungültigkeitsbeschwerde bezüglich der Wahlen vom 7. April allgemein hervorgerufen haben. Die unverhohlene Freude des „Vorposten" über diese Aufschiebung der Wahlfrage ließ schließlich auch gar zu deutlich die Angst vor den Neuwahlen erkennen. Wir glauben aber nicht, daß die Problemstellung des Senatspräsidenten — er sprach von Wahlen, die ihrem Charakter nach weniger innenpolitisch seien, sondern vielmehr von dem Gefühl „für oder gegen den Völkerbund" bestimmt würden — richtig oder gar nützlich ist.

Es scheint uns jedoch eine bedauerliche Unterlassung zu sein, daß Präsident Greiser, außer seiner von uns bereits kommentierten Aeußerung über den Ehrenschutz, darauf verzichtet hat, über die Folgen der Genfer Beschlüsse zu sprechen. Schließlich liegt das aber an dem Fragesteller; und daß dieser kein Interesse daran hatte, die Meinung des Präsidenten beispielsweise zu der Bemerkung des „Vorposten" zu erfahren, wonach sich an der Danziger Innenpolitik auch nach Genf nichts Wesentliches ändern werde, ist uns sehr begreiflich. Auch eine Aeußerung des Tiegenhöfer nationalsozialistischen, von dem Landrat Andres verantwortlich gezeichneten Blättchens „Zwischen Weichsel und Nogat", hat in dem Interview mit dem Präsidenten Greiser wahrscheinlich noch keine Rolle gespielt. Herr Andres meint darin nämlich nicht nur, daß der Senat in Genf Ratschläge bekommen habe, sondern auch daß der Weg von Genf nach Danzig weit sei und daß deshalb auch manches verloren gehen könne. Wenn Herr Zarske vom „Vorposten" in einem nächsten Interview mit Präsident Greiser vielleicht nach dessen Meinung zu solchen Aeußerungen fragen wird, dann werden — das sei zu seiner Beruhigung schon jetzt gesagt — weitere Kommentare folgen. Für heute können wir schließen.

Außenpolitik und Reich

Präsident Greiser hat in seinem Interview allerdings noch eine Frage berührt, die im Zusammenhang mit der Behandlung des Danziger Verfassungskonflikts in Genf die Außenpolitik streift. „Das Verhalten Minister Becks", so erklärte er, „hat wesentlich dazu beigetragen, daß es nach den anfänglich schier unüberwindlichen Schwierigkeiten dennoch gelang, einen ausgleichenden Bericht zu erzielen." Der persönliche Einsatz des polnischen Außenministers, so meinte er weiter, habe nicht nur zur Festigung der danzig-polnischen Beziehungen beigetragen, sondern auch die Stabilität des deutsch-polnischen Verhältnisses erkennen lassen.

Es ist nicht ohne Wert, in diesem Zusammenhang noch ein kurzes Streiflicht auf die außenpolitischen Erscheinungen zu werfen, die anläßlich der Danziger Frage in Genf und außerhalb der Völkerbundsstadt zu bemerken waren. Wir erinnern nur an eine sehr heftige und aggressive Kampagne der nationalsozialistischen Presse, die nach Veröffentlichung des Berichts des Hohen Kommissars über die Lage in Danzig gegen diesen Bericht einsetzte. In der nationalsozialistischen Presse Danzigs und des Reichs wurde wiederholt erklärt, daß einschneidende für den Danziger Senat untragbare Beschlüsse Genfs auch Deutschland beleidigen müßten.

Ueber die Stellungnahme des Deutschen Reiches hat nun die „Frankfurter Zeitung" nach der Ratstagung eine viel aufschlußreichere Schilderung gegeben. Sie erklärte wörtlich: „Deutschland hat diesen Genfer Debatten mit jenem Ernst zugehört, die jeder Angelegenheit gebührt, die eine stammverwandte Bevölkerung betrifft." Und in bezug auf die Genfer Absichten, die, wie die „Frankfurter Zeitung" meint, „jetzt dem Ratsmitglied Polen den ausdrücklichen Charakter eines Völkerbunds-Exekutors übertragen wollen", fragt und antwortet das Blatt gleichzeitig: „Erwartet man etwa, daß Deutschland jetzt demonstrativ auf seine Interessen an der Freien Stadt hinweisen sollte, die doch gewiß den polnischen die Waage halten. — Deutschland aber liegt es völlig fern, jetzt zu demonstrieren, zumal es — das sei ganz unverhohlen ausgesprochen — die Genfer Behandlung als eine Demonstration empfindet, die ebenso unnötig wie wirkungslos erscheint."

Von den verantwortlichen Kreisen des Reiches hat sich denn bis jetzt auch niemand zu der Danziger Frage und den Danziger Beratungen in Genf geäußert. Und die große reichsdeutsche Presse hat außer ihrer Stellungnahme gegen die Opposition nach Genf ihr Hauptinteresse dem deutsch-danzig-polnischen Verhältnis zugewendet und die Rolle des polnischen Außenministers in Genf ähnlich beurteilt wie der Präsident Greiser in seinem Interview getan hat. Seltener traf man in diesen Betrachtungen auf eine nähere Betrachtung des Einvernehmens zwischen England und Polen, von dem in den Berichten der internationalen, insbesondere der englischen Presse, sehr oft die Rede gewesen ist.

Auch in Polen hat man anfänglich die Bedeutung dieser Erscheinung nur im Zusammenhang mit der Betonung des deutsch-polnischen Einvernehmens verzeichnet. Immerhin ist in der polnischen Regierungspresse, im „Kurjer Poranny", eine Londoner Korrespondenz erschienen, die die Bedeutung des englisch-polnischen Einvernehmens besonders unterstreichen und die starke Position vor Augen führen will, die Polen in den letzten Jahren in der europäischen Politik erobert hat. Der Zusammenarbeit zwischen Polen und England, so heißt es in dem Artikel, werde in London eine große Bedeutung beigemessen. Keines der beiden Länder habe Absichten auf territoriale Expansion oder verfolge die Tendenz, eine kontinentale Hegemonie aufzurichten. Weder England noch Polen hätten die Absicht, in Angelegenheiten anderer Völker sich einzumischen, und wenn sie das tun, so täten sie das nur im Namen des kollektiven Grundgesetzes und zum eigenen Schutz. In Londoner diplomatischen Kreisen spreche man immer mehr über die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit zwischen Polen und der englisch-französischen Gruppe. Es handelt sich dabei keineswegs um eine Eindämmung Deutschlands, sondern einzig und allein um die Schaffung der Grundlagen des internationalen Friedens in Europa. Dank seiner geographischen Lage sei Polen zur Rolle eines Schlüssels im Osten berufen. Nach seiner Rückkehr aus Genf habe Minister Eden besonders wohlwollend von der Hilfe gesprochen, die ihm Minister Beck habe angedeihen lassen.

Wir Danziger sind sowohl an einem guten deutsch-danzig-polnischen Einvernehmen, als auch an einer Zusammenarbeit Polens mit England und dem Völkerbund im Sinne der Stützung des Friedens und Völkerbundes interessiert. In einer solchen Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens müßte man heute das Recht gedeihen können. Und so wenig wir Einfluß haben auf Vorgänge in der internationalen Politik, so stark sind wir an der Erhaltung des Rechtes interessiert, das wir keiner Macht opfern wollen, weil es dem Staat und der Bevölkerung absolute Lebensnotwendigkeit und -sicherheit gewährt. Ein außenpolitischer Streifzug hat deshalb für uns Danziger keinen anderen Zweck als den, die Beziehungen zu untersuchen, unter denen das Recht leben kann. Sie zu verfolgen, bedeutet die Umgebung kennen zu lernen, in deren Mittelpunkt wir stehen.

Der Fehler des Ras Desda

Die Abessinier sammeln sich — Mussolini und die geistigen Sanktionen

Die abessinischen Berichte von der Südfront lassen erkennen, daß die rückläufige Bewegung zum Stehen gekommen ist. In diesem Zusammenhang melden die Abessinier auch den Stillstand der italienischen Vorstöße der letzten Tage, die über Neghelli hinaus gingen. Die Vorstöße auf Uardara seien lediglich Unternehmungen zur Aufklärung gewesen. Man betrachtet in Addis Abeba überhaupt die Lage der italienischen Südarmee für den Fall, daß die Gebirgszüge nordwestlich von Neghelli mit dem Blick auf die Seenplatte angegriffen werden sollten, hinsichtlich der Nachschubfrage für schwierig. Ein solches Unternehmen erfordere bei der überaus langen Front von Dolo bis Neghelli außerordentlich umfangreiche Deckungsmanöver. In abessinischen Kreisen ist man ferner der Ansicht, daß diese Gebirgszüge fast unpassierbar sind.

Den letzten Erfolg der Italiener an der Südfront schreibt man auf die Rechnung eines taktischen Fehlers, der Ras Desda unterlaufen sei. Er sei mit seinen Truppen angriffslustig aus seinen Bergstellungen durch die Garrar-Wüste nach Dolo herabgestiegen, um von dort die Italiener anzugreifen. Hier liege der Fehler. Denn bei den italienischen Gegenangriffen habe er infolge der motorisierten Abteilungen und der Tanks der Italiener ins Hintertreffen geraten müssen. Er habe den schnellen Bewegungen des Feindes nicht genügend schnelle Bewegungen entgegensetzen können.

Die italienische Besatzungsstärke von Neghelli schätzt man auf 3000 Mann motorisierte Truppen.

Der italienische Heeresbericht Nr. 111

hat folgenden Wortlaut:

„An der Somalifront nahmen die Organisationsarbeiten im Abschnitt von Neghelli ihren Fortgang. Die Einrichtung der neuen Verpflegungsämter ist bereits durchgeführt. Viele Aufklärungsabteilungen haben zwischen Neghelli und dem Daua Parma feindliche Gruppen zerstreut und dabei Gefangene gemacht. Die Führer der Gallas Borana fahren fort, bei unserer politischen Behörde in Neghelli ihre Unterwerfung anzuzeigen. Von der Erythräa-Front ist nichts Bedeutungsvolles zu melden. Die Flugstreitkräfte haben an beiden Fronten zahlreiche Erkundungsflüge durchgeführt."

Sanktions-Beratungen

Die Sachverständigen des Achtzehnerausschusses haben ihre Beratungen über die Durchführung der Sanktionen in der Freitagnachmittagsitzung fortgesetzt. Der an die Regierungen zu richtende Fragebogen über die Entwicklung des Handels mit Italien hat noch keine endgültige Gestalt angenommen.

Die Mitteilungen der einzelnen Regierungen über die von ihnen getroffenen Maßnahmen werden im allgemeinen als befriedigend betrachtet, allerdings mit Ausnahme derjenigen Argentiniens, das seine Haltung, wie verlautet, nach wie vor von den Beschlüssen des im April zusammentretenden Kongresses abhängig macht und schon jetzt den Boykott italienischer Waren ablehnt.

Die „geistigen Sanktionen" aufgehoben

Mussolini hat die Verordnungen wieder aufgehoben, mit denen die Abwehr der Sanktionen auch auf die Bühnen und Konzertsäle ausgedehnt worden war.

Die neue Provinz Italiens in Aegypten

wegen Teilnahme an der Sanktionspolitik weiß, wie man von zuständiger italienischer Seite hört, Punkt für Punkt die einzelnen Maßnahmen zurück, die bisher von Aegypten gegen Italien auf diesem Gebiet getroffen worden sind.

Italien und die Dschibuti-Bahn

In unterrichteten Kreisen Italiens bestreitet man das Vorhandensein besonderer Abmachungen oder Verpflichtungen Italiens gegenüber der französischen Regierung, wonach die Dschibuti-Bahn von militärischen Maßnahmen verschont bleiben solle. Auffällig ist es trotzdem, daß die Italiener die Bahn Addis Abeba—Dschibuti nicht zum Stillstand zu bringen suchten.

Wichtige Station in Paris

König Karol von Rumänien und der rumänische Außenminister Titulescu, die auf der Rückreise von den Londoner Beisetzungsfeierlichkeiten in Paris eingetroffen sind, werden am heutigen Sonnabend Besprechungen mit dem Ministerpräsidenten Sarraut und dem Außenminister Flandin haben. In gutunterrichteten französischen Kreisen nimmt man an, daß diese Besprechungen in erster Linie mitteleuropäische Fragen zum Gegenstand haben werden. Auch der italienisch-abessinische Streitfall dürfte im Zusammenhang mit dem Abkommen gegenseitigen Beistandes im Mittelmeer bei den Unterredungen erörtert werden, die in den nächsten Tagen mit ausländischen Staatsoberhäuptern und Ministern während ihrer Durchreise durch Paris stattfinden werden. — Rumänien ist bekanntlich ein bedeutender Oellieferant.

General Kondylis gestorben

Der Wegbereiter der griechischen Monarchie

Am Freitag ist der ehemalige Diktator Griechenlands, der General Kondylis, während einer politischen Besprechung mit einem seiner Abgeordneten einem Herzschlag erlegen.

Kondylis war früher einer der eifrigsten Anhänger und treuesten Stützen Venizelos'. Im Jahre 1933 bekannte er sich plötzlich zu den Monarchisten. Im Oktober 1935 stürzte er die Regierung Thsaldaris und übernahm selbst die Führung der Geschäfte. Er schaffte die Republik ab, setzte eine Volksabstimmung an, in der die Monarchie angeblich eine Mehrheit von 97 Proz. erhielt. Der König stellte ihm jedoch sofort nach seiner Rückkehr kalt. Bei den am letzten Sonntag durchgeführten Wahlen blieben die Republikaner (Venizelisten), denen Kondylis' besonderer Kampf gegolten hatte, Sieger über die monarchistischen Parteien. Die Venizelisten haben doppelt so viele Mandate errungen wie Kondylis. Auch jetzt bemerken keine großen Aussichten, daß seine Partei in der Regierung mitarbeiten würde. Nach dem Tode des Parteiführers ist die Partei vom Zerfall in drei Gruppen bedroht.

Da Gerüchte im Umlauf sind, die den Tod des Generals auf Gift zurückführen, wurde eine gerichtliche Leichenöffnung angeordnet.

Verbot „Die Frau und der Sozialismus" beschlagnahmt. Wie im „Reichs- und Preußischen Staatsanzeiger" amtlich bekanntgegeben wird, ist in Preußen auf Grund der Verordnung zum Schutze des deutschen Volkes das weitbekannte und meistverbreitete Buch von August Bebel „Die Frau und der Sozialismus" wegen „Verbindung von Sitte und Anstand" beschlagnahmt worden. Die Begründung dieser Maßnahme muß Verwunderung erregen.

Presse-Spiegel

Was bedeutet Flandin?

Die „Basler National-Zeitung" bringt eine Betrachtung zum Wechsel im französischen Außenministerium, der wir folgendes entnehmen:

Was bedeutet der Uebergang von Laval zu Flandin? Worin werden sich die beiden Kurse unterscheiden? In seiner Verteidigung für seinen Eintritt ins Kabinett hat Außenminister Flandin vor seinem Parteiausschuß daran erinnert, daß er in seinem Kabinett Laval als Außenminister gehabt und zwischen ihnen größtes Einverständnis geherrscht habe. Das Unionskabinett Flandin aber dauerte bekanntlich nur bis Ende Mai 1935. Bis dahin hatten sich in der Lavalschen Außenpolitik, mit Ausnahme des Russenpakts, keine Schwierigkeiten ergeben. Flandin war mit Laval in London und Stresa gewesen, ein Beweis, daß er die im Januar in Rom begonnene Politik der Annäherung vollkommen billigte. Die Differenzen begannen erst mit der abessinischen Frage. Wie weit gingen sie? Flandin redete von Meinungsverschiedenheiten in bloßen „Detailpunkten" und über die anzuwendenden „Methoden", gab aber die Versicherung ab, daß er die Politik Lavals in den großen Zügen fortführen werde. Diese diskrete Erklärung sagt alles aus, was sie sagen will. Es ist in der französischen Außenpolitik keine radikale Umstellung zu erwarten, was auch außerordentlich wäre, denn, wenn die Minister wechseln, so bleiben einerseit die Büros, und andererseits die geographischen, wirtschaftlichen und politischen Grundlagen konstant.

Der Geist ist's, der lebendig macht. Die Methode, der „Ton" kann unendlich viel bedeuten. Laval hat immer gesagt, daß man ihm einen bloßen Tendenzprozeß mache. Aber die Tendenz ist alles bei einer Politik, deren Grundlagen sich nicht ändern. Diese Tendenz, dieser Ton, diese Methode sollen jetzt, wie es scheint, umgestellt werden. Nach Lavals Sturz wird nun übrigens auch von Anhängern seiner Gesamtpolitik zugegeben, daß er Irrtümer und taktische Fehler begangen habe: ein Mangel, der sich schwer gerächt habe, schreibt d'Ormesson im „Figaro", sei der gewesen, vor Ausbruch der Feindseligkeiten gegenüber Italien nicht eine bestimmtere Sprache geführt zu haben, ein taktisch-diplomatischer Fehler habe darin bestanden, zu früh verhandeln zu wollen.

Flandins Kurs wird wohl kaum antiitalienisch sein (der Freundschaftsbund wurde unter seiner Ministerpräsidentschaft abgeschlossen), aber nicht mehr ausgesprochen pro-italienisch. Im Kräftespiel wird sich Frankreich rückhaltloser an den Völkerbund anlehnen (dem zu Ehren die genferisch dekorative Persönlichkeit Paul Boncours als Staats- und Völkerbundsminister ins Kabinett aufgenommen wurde) und zweitens an England.

Der englische Kurs, den Laval, wie man zugeben muß, „auch" verfolgte, wird mit Flandin und Mandel, dessen politischer Einfluß wächst, stärker verfolgt werden. Der Wunsch, das militärische Bündnis mit England, dessen Umrisse sich hinter den Unterstützungsabkommen im Mittelmeer abzeichneten, auszubauen, ist in Frankreich sehr lebhaft geworden nach der deutschen Pressekampagne gegen Locarno und die Entmilitarisierung der Rheinlande. Der schon zitierte außenpolitische Leitartikler des „Figaro" kann daher schreiben, Deutschland habe es dank des ihm speziell eigenen diplomatischen „Geschicks" fertig gebracht, im kritischen Moment den französischen Staatsmann zu stürzen, der einer Annäherung ans Dritte Reich am wohlwollendsten gegenübergestanden habe. Die Frage der entmilitarisierten Zone dürfte bei den Besprechungen Flandins im Foreign Office den ersten Platz einnehmen. Flandin kennt das Problem von Stresa her, wo man sich bemühte, der in der Ferne drohenden Wiederbesetzung der Rheinlande durch Deutschland einen Riegel vorzuschieben. Die kürzlich deutsche Kampagne hat die Besorgnis neu geweckt. Es wäre daher nicht erstaunlich, wenn in London jetzt die Abriegelung des deutschen Planes in praktischere Formen erwogen würde.

Wenn, wie man es für wahrscheinlich hält, die Kammerwahlen zugunsten der Linksparteien ausfallen, wird sich die englische und genferischen Tendenz der französischen Außenpolitik nur noch verstärken. Es war daher nur logisch, diese Entwicklung vorzubereiten und keine Zeit zu verlieren. Dafür sind Flandin und Paul-Boncour im Kabinett Sarraut. Wie weit sie gehen können und zum Handeln kommen, ist allerdings schwierig zu sagen, denn Wahlzeit heißt Wartezeit.

Betrachtungen über eine Goebbels-Rede

Die Rede, die der Reichsminister für Propaganda, Dr. Goebbels, kürzlich in Köln gehalten hat, ist Gegenstand mancher Betrachtungen geworden, denn sie offenbart mehr als nach oberflächlichem Lesen sichtbar wird. Die „Neue Zürcher Zeitung" befaßt sich in einem aufschlußreichen Aufsatz mit den Goebbelsschen Ausführungen. Einige wesentliche Teile daraus veröffentlichen wir nachstehend:

„Viele hatten erwartet, der Minister werde auf Kölner Boden nicht versäumen, sich mit dem Katholizismus auseinanderzusetzen. Kein Wort darüber. Dr. Goebbels hat auch mit dem zu überraschen verstanden was er verschwieg. Er hat mit großer Offenheit Anmerkungen zur politischen Methodologie gemacht und gerade das Moment des Sagens und des Verschweigens zur rechten Zeit hervorgehoben: man sage der Welt erst dann, daß man die Absicht habe, aufzurüsten, wenn man bereits aufgerüstet habe; die Welt solle wissen, daß hinter der Absicht bereits Kanonen stehen. Der Spießer habe seit 1933 Neubauten entstehen sehen und in seiner Ratlosigkeit gemeint, es handle sich um Mietskasernen; als er dann gemerkt habe, daß es Kasernen seien, gebärdete er sich, als habe er die neue Armee geschaffen. Dem deutschen Arbeiter habe man aber damals noch nicht eröffnen dürfen, wofür er seine schweren Opfer bringen müsse.

Ueberhaupt wurde in einem so weit gehenden Maße gegen versteckte Feinde angegangen, daß die Rede den Charakter einer defensiven Offensive bekam. Sie war durchgehend polemisch gehalten, stellenweise drohend. Es ist schwierig, zu ermessen, inwieweit die um sich greifende Ernüchterung im Volk einen unfaßbaren Gegner ernster zu nehmen zwingt als anfänglich, und inwieweit die Polemik einfach im Wesen begründete Aeußerungsform des Propagandaministers ist.

Den Nörglern wird kein Recht auf Kritik zugestanden, wenn der Redner sagte, das Regime sei nicht so pharisäisch, nicht zuzugeben, daß Fehler gemacht worden seien und Mängel bestünden. Die Parteigenossen wüßten das ja wohl. Allerdings ist in diesem Zusammenhang noch nie bekanntgegeben worden, was als „Fehler" aufzufassen sei; es bleibt bei dem allgemeinen und summarischen Hinweis, so daß der Hörer keine Klarheit gewinnt und nur den unbestimmten Eindruck hat, bei den Führenden sei wirklich ein Höchstmaß von gerechter Einsicht vorhanden. Diese psychologische Wirkung einer gewissen Freimütigkeit stellt der Sprecher mit fast mathematischer Exaktheit in Rechnung. Wenn er zugibt, daß, wo viel Licht auch viel Schatten sei, so regen sich die Hände gleichsam von selber. Ueber die Natur des Schattens soll jedoch keine Erörterung stattfinden; es genügt zu wissen, daß es das gibt. Das Auge wende sich vertrauend dem Licht entgegen. „Noch nie hatte Deutschland eine so gute Führerauslese." Dieses Thema ist reich an Variationsmöglichkeiten für den Sprechenden — — wie sollte ihm eine entgehen!

Das Licht- und Schatten-Motiv kehrt wieder in den Ausführungen, die Vergleiche mit ausländischen Verhältnissen ziehen, ohne daß der Propagandaminister, wie er betont, sich

Kündigung städtischer Angestellter

Aeltere Angestellte kämpfen um ihre Existenz / Ausländer in den Städtischen Werken

Die Arbeitsgerichtsprozesse reißen in neuerer Zeit überhaupt nicht mehr ab. So lange das Danziger Arbeitsgericht besteht, dürfte es noch nie so stark beschäftigt gewesen sein wie jetzt. In den allermeisten Fällen sind es Nichtnationalsozialisten, die von ihren Arbeitgebern auf die Straße gesetzt wurden, vielfach aus nichtigen, vielfach aus politischen Gründen. Am häufigsten verklagt ist der Senat. Gestern, am Freitag, waren wieder einmal Angestellte der Städtischen Werke die Kläger. Die Städtischen Werke, auch Betriebsamt genannt, zerfallen in vier Abteilungen: Kaufmännische Abteilung, Elektrizitätswerk, Gaswerk und Wasserwerk. Man wird sich erinnern, daß

gleich nach dem Umbruch

eine ganze Reihe von Angestellten und Arbeitern des Betriebsamtes entlassen wurde. Bis vor einigen Monaten bestand nur wenig Aussicht für die Entlassenen, ihren Prozeß auf Nichtigkeitserklärung der Kündigung zu gewinnen. Nach der letzten Völkerbundsentscheidung hat sich jedoch hier eine Menge geändert, so daß viel größere Aussicht besteht, daß die entlassenen Angestellten des Betriebsamtes zu ihrem Recht kommen. Schon vor Monaten haben darum 22 Gelderheber eine Klage beim Arbeitsgericht angestrengt. Dieser Prozeß läuft unter der Bezeichnung „Partikel und Genossen". Das sind zum größten Teil die Entlassenen aus dem Jahre 1933. Der Prozeß „Partikel und Gen." wird am 7. Februar vor dem Arbeitsgericht verhandelt werden und dürfte einer der größten Prozesse dieser Art sein. Daneben war noch eine kleinere Gruppe von Angestellten, die einen Klageanspruch geltend machen. Das waren zum Teil

Angestellte der kaufmännischen Verwaltung, zum anderen Gelderheber.

Diese Personen, insgesamt neun, trugen nun am gestrigen Freitag ihre Klageansprüche dem Arbeitsgericht, das unter dem Vorsitz des Landgerichtsrats Kaiser tagte, vor. Folgende Personen klagten: Robaczek, Kulikowski, Mittag, Schulz, Schmidt, Tokarski, Hewelke, Tedder und Baecker. Drei der Kläger, Kulikowski, Mittag und Tokarski, hatten bereits früher einmal das Arbeitsgericht angerufen und vom Landesarbeitsgericht Recht bekommen. Sie mußten wieder in ihre alten Rechte eingesetzt werden.

Kurze Zeit, nachdem sie wieder in Beschäftigung waren, wurden sie jedoch abermals entlassen.

Sie teilen also das Schicksal des früheren sozialdemokratischen Stadtbürgers Uszpelkat, dessen Prozeß noch in aller Erinnerung sein dürfte, denn sein Klageanspruch hatte dadurch besonderes Interesse erweckt, weil Uszpelkat Mitglied des freigewerkschaftlichen Arbeitnehmerausschusses gewesen ist.

Der gestrige Prozeß ging unter erheblichem Publikumsandrang vonstatten. Drei Rechtsanwälte waren anwesend: Friedrich, Weise und Sternfeld, die einige der Kläger vertraten. Rechtsanwalt Friedrich, der Kulikowski und Baecker zu vertreten hatte, machten interessante Ausführungen nicht nur in den Fällen, die seine Mandanten betrafen, sondern allgemeiner Natur. Er wies zunächst darauf hin, daß seine Mandanten Angestellte sind, die schon

fast ein Menschenalter bei der Behörde ihren Dienst versehen haben; Baecker seit 30 Jahren und Kulikowski seit über 20 Jahren.

Der alte Angestelltentarifvertrag, der auch für die städtischen Angestellten Gültigkeit hat, besitzt einen Paragraphen — es ist der § 12 —, in dem gesagt wird, daß allen den Angestellten ein besonderer Schutz zugebilligt wird, die über 10 Jahre beschäftigt sind. Außerdem sagt dieser Tarifvertrag, daß der Arbeitnehmerausschuß bei drohenden Entlassungen anzuhören ist, daß weiter geprüft werden müsse, ob die zur Entlassung bestimmten Personen nicht anderswo untergebracht werden können. Ferner wird weiter in diesem Tarifvertrag bestimmt, daß der Senat einen Beschluß fassen muß, wenn diese langjährigen Angestellten zur Entlassung kommen sollen.

Beim Betriebsamt sind etwa 300 Personen beschäftigt. 31 sollen jetzt neuerdings abgebaut werden. Die Kündigungen laufen schon recht lange. Einige Angestellte sind bereits am 1. Januar ausgeschieden, andere sollen am 1. April ihre Arbeitsstelle verlassen. Eine unbillige Härte liege schon dann vor — so führte Rechtsanwalt Friedrich aus —, wenn, wie es im Fall Baecker zutrifft, Bedienstete entlassen werden, die kurz vor ihrer Ruhegehaltsgrenze stehen. Baecker ist nämlich 60 Jahre alt.

Diese Angestellten haben ihre besten Jahre der Stadt zur Verfügung gestellt.

Nachdem sie solange beschäftigt waren, mußten sie annehmen, daß sie eine Dauer-Existenz hatten, sie können nur sehr schwer irgendwo anders unterkommen. Das ist auch der Sinn des besonderen Kündigungsschutzes für ältere Angestellte.

Rechtsanwalt Friedrich wandte sich dann in seinem Vortrage der Kündigungszustimmung durch den Arbeitnehmerausschuß zu und vertrat hierbei die Meinung, daß der Beschluß des Arbeitnehmerausschusses verfassungswidrig ist. Er gab als Beispiel für die Haltung des Arbeitnehmerausschusses folgendes Beispiel an:

Was würde der Senat gesagt haben, wenn etwa im Jahre 1928 in dem Protokollbuch ein Beisitzer mit „Genossin X." benannt worden wäre und alle anderen Beisitzer in der gleichen Weise. Was würde man dazu sagen, wenn in dem Protokollbuch drin steht, daß der Genosse N. zum Genossen Kunze, dem damaligen Senator der Städtischen Betriebe, gegangen ist, wenn weiter von einem Genossen Arczynski gesprochen worden wäre.

Ein Sturm der Entrüstung hätte auch eingesetzt,

wenn der damalige Arbeitnehmerausschuß gesagt hätte, alle diejenigen Arbeitnehmer, die nicht die marxistische Lehre als richtig anerkennen, dürften nicht mehr im Betriebsamt beschäftigt werden. Schließlich hätte man doch wohl Einwände dagegen erhoben, wenn der damalige Betriebsausschuß den Beschluß gefaßt hätte, eine marxistische Bibliothek einzurichten und zu unterhalten auf Kosten des Betriebsamtes.

Rechtsanwalt Friedrich betonte, daß er alles dieses nur als Beispiel für die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände anführen könne. So etwas, wie vorstehend geschildert wurde, ist damals nicht vorgekommen. Aber bei der Durchsicht des

Protokollbuches des Arbeitnehmerausschusses des Betriebsamtes

werden nämlich die Mitglieder des Arbeitnehmerausschusses als „Pg." bezeichnet. Weiter wird von einem Pg. Guth und von einem Pg. von Bunck gesprochen. In dem Protokollbuch ist auch zu lesen, daß der jetzt amtierende Arbeitnehmerausschuß der Auffassung ist, daß Staatsangestellte bzw. städtische Angestellte, die „den Führer" oder „die Bewegung" schwer beleidigt haben, kein Recht auf Beschäftigung in den Staatsbetrieben haben. Rechtsanwalt Friedrich sagte weiter: Von Interesse für die Abhängigkeit des Arbeitnehmerausschusses von der Verwaltung und seine ganze Einstellung ist auch, daß der Arbeitnehmerausschuß die Ansicht vertritt, was aus dem Protokollbuch zu ersehen ist, daß

eine Erhöhung der Löhne gesetzlich nicht zulässig sei.

Dieses Protokoll und diesen Beschluß haben unterschrieben die gesamten Mitglieder, nämlich Dyherrn, Fandrey, Mottschall, Trosien, Maier, Senkbeil, Rappel und Hiebert. Rechtsanwalt Friedrich sagte weiter, daß der Arbeitnehmerausschuß so wenig sachlich ist, daß er der für einen Arbeitnehmerausschuß immerhin auffallenden Ansicht ist, Lohnerhöhungen sind gesetzlich unzulässig.

Sein Mandant Baecker ist außerdem 8½ Jahre Frontsoldat gewesen, was ja wohl für die meisten der Kläger zutrifft. Es geht nicht an, daß eine solche Behörde einen Frontsoldaten so einfach auf die Straße setzt, denn als die Soldaten 1914 ins Feld zogen, wurde ihnen mit auf den Weg gegeben, daß der Dank des Vaterlandes ihnen gewiß ist.

In der Entlassung des Klägers Kulikowski, der auch vier Jahre im Kriege war, ist Entbehrlichkeit als Grund angegeben worden. Kulikowski war zuletzt in der Botenmeisterei beschäftigt. Die Anzahl der Boten ist auch nach der Entlassung des Kulikowski dieselbe geblieben. Es hat nur eine Auswechselung stattgefunden. Jetzt tun dort Boten Dienst, deren Lebensalter meist unter 30 Jahren liegt. Der Vollständigkeit halber wurde noch betont, daß die Personalakten der beiden Kläger überhaupt nichts über Beschwerden oder Unregelmäßigkeiten enthalten.

Rechtsanwalt Sternfeld wandte sich der

neuen Dienstordnung

zu, die der Senat am 24. Oktober herausgegeben hat. Diese Dienstordnung hat rückwirkende Kraft vom 1. Juli. Sie bringt Abänderungen, insbesondere des wichtigen § 12, des bisherigen Angestelltentarifvertrages. Durch diese Abänderungen werden die Kläger in ihren Rechten zurückgesetzt. Eine Abänderung des Dienstvertrages mit rückwirkender Kraft verstoße gegen die guten Sitten. Wohin sollte es führen, so sagte Rechtsanwalt Sternfeld, wenn jeder Dienstherr — als solcher ist auch der Senat anzusehen — Dienstordnungen herausgeben kann, die in Verträge eingreifen? Auch der Kläger Tokarski, den Rechtsanwalt Sternfeld vertrat, hat bereits einen Prozeß durch Vergleich beendet. Auch er ist jetzt mit der formularmäßigen Bezeichnung „Entbehrlichkeit" gekündigt worden.

Rechtsanwalt Weise sprach ebenfalls. Er ergänzte alles das, was seine Kollegen nicht gesagt hatten. Er machte weiter Angaben über die

Beschäftigung von Nichtdanzigern in den Städt. Werken.

Dort sind sechs Reichsdeutsche beschäftigt, zwei polnische und ein tschechischer Staatsangehöriger. Neun Personen haben jetzt geklagt. Wenn man die Nichtdanziger entlassen hätte, wären die Stellen für die Kläger frei geblieben. Man müßte zunächst auch an die Danziger Staatsangehörigen denken. Schließlich ist ihm berichtet worden, daß SA.- und SS.-Leute gar keinen Dienst tun, sondern nur Geld abheben. Sie sind für längere Zeit beurlaubt.

Außer den Rechtsanwälten waren auch noch einige Kläger da, die sich selbst vertraten. Einer von ihnen erwähnte einen

Beschluß des Verwaltungsausschusses der Städt. Werke,

dem die Herren Blavier, Woysat, Hoffmann und Behrendt angehören. Dieser Kläger war der Meinung, daß dieser Verwaltungsausschuß noch amtiert. Er hat einmal, als es im Falle Schmeling-Gassken nötig war, einen Beschluß gefaßt, daß nur solche Leute eingestellt werden, die ein einwandfreies Führungszeugnis beibringen können. Mit diesem Prinzip ist jedoch anscheinend gebrochen worden, denn selbst das schon erwähnte Protokollbuch besagt, daß der „Pg. Pilchowski" wegen Verfehlungen im Hauptlager nicht entlassen, sondern nur versetzt wurde.

Nur ein Teilurteil

Erst in den Nachmittagsstunden zog sich das Gericht zur Beratung zurück. Es kam nur ein Teilurteil heraus. Der Vorsitzende, Landgerichtsrat Kaiser, verkündete, daß der Kläger Fechter, der noch nicht 10 Jahre im Betrieb beschäftigt ist und bei dem auch keine politischen Gründe bei der Entlassung eine Rolle gespielt haben sollen, abgewiesen wird. Das Urteil in den übrigen 8 Klageansprüchen wird am 7. Februar gefällt werden.

„Mit solchen Mitteln arbeitet die Opposition!"

Mit diesem Jammerruf wendet sich ein Blättchen, das sich „Zwischen Weichsel und Nogat" nennt, an seine Leser, um ihnen mitzuteilen, daß sich unerwarteterweise das Gericht in seine Schreiberei eingemischt habe, was, so hoffen wir, wahrscheinlich noch sehr oft geschehen wird. Das Blättchen wird herausgegeben vom Kreisleiter Otto Andres, welcher auch Vizepräsident des Volkstages, mithin immun und daher strafrechtlich nur mit Zustimmung der nationalsozialistischen Mehrheit des Volkstages zu belangen ist. Es glaubt anscheinend dazu berechtigt zu sein, die Ehre seiner nichtnationalsozialistischen Volksgenossen mißachten zu können. Das endet manchmal nicht gut, wie eine Entscheidung des Danziger Landgerichts in Sachen des Landwirtes Ernst Wiens in Damerau (Kreis Großes Werder) zeigt, durch die eine Einstweilige Verfügung gegen Otto Andres in Tiegenhof ergangen ist, in der es heißt:

„1. Dem Antragsgegner wird bei Vermeidung einer für jeden Fall der Zuwiderhandlung vom Gericht festzusetzenden Geldstrafe verboten, in der Zeitung „Zwischen Weichsel und Nogat" als verantwortlicher Schriftleiter Artikel aufzunehmen, die gegen den Antragsteller ehrverletzende Behauptungen tatsächlicher Art oder sonstige Aeußerungen enthalten, welche geeignet sind, ihn verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen.

2. Der weitergehende Antrag wird zurückgewiesen.

3. Die Kosten des Verfahrens werden zu drei Vierteln dem Antragsgegner auferlegt.

4. Der Wert des Streitgegenstandes wird auf 2000,— Gulden festgesetzt.

Gründe: Der Antragsteller hat durch Vorlegung der Nr. 9 vom Januar 1936 der Zeitschrift „Zwischen Weichsel und Nogat" als deren verantwortlicher Schriftleiter der Antragsgegner zeichnet, glaubhaft gemacht, daß in dieser Zeitschrift in dem Artikel „Opposition sieht weiße Mäuse" Behauptungen enthalten sind, welche die Ehre des Antragstellers erheblich verletzen. Es wird ihm dort charakterloses, schamloses und volksverräterisches Verhalten vorgeworfen, er wird als Lebemann bezeichnet, der ein Prasserleben führt, und als ein feiger Bursche. Nach § 1004 BGB., der nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts bei Ehrverletzungen entsprechend anwendbar ist, steht dem Antragsteller gegen den Antragsgegner ein Anspruch auf Unterlassung derartiger Handlungen zu, weil die Gefahr der Wiederholung sich nicht nur aus der Sachlage ergibt, sondern durch die am Schlusse des Artikels angefügte Bemerkung, daß es ratsam sei, „hier für die Zukunft ein sehr offenes Auge zu haben", noch besonders nahegerückt ist. Außerdem sind in der Zeitschrift unter der auffallend gedruckten Ueberschrift „Folgende Verräter des Deutschtums in Danzig sind Abonnenten der Volksstimme" eine Anzahl von Personen aufgeführt mit der Bemerkung, daß weitere Veröffentlichungen folgen. Da der Antragsteller, wie er angibt, Abonnent der „Volksstimme" ist, besteht die Gefahr, daß auch sein Name in einer späteren Nummer der Zeitschrift in dieser beleidigenden Umrahmung abgedruckt wird."

Damit ist diesem Blättchen, das in der Entscheidung ganz unverdienterweise „Zeitung" und „Zeitschrift" genannt wird, auch einmal gezeigt, daß es sich in Zukunft ebenso anständig zu benehmen habe, wie die Zeitungen, die von ihm als „Schmierblatt" und „Hetzblatt" bezeichnet werden.

Der sonstige Inhalt der neuen Ausgabe dieses Nazi-Organs ist, soweit er nicht für die Gerichte Interesse hat, lediglich von der komischen Seite her zu betrachten.

So war auch bereits in einem anderen Exemplar dieses Blättchens ein „Gedicht" abgedruckt, in welchem folgende Zeilen vorkamen:

„Wenn auch die Danziger Deutschtum im Herzen tragen,
liegt daran, daß eine Opposition wir haben."

Man sieht also endlich einmal ein, wozu die Opposition doch eigentlich gut ist.

Ernster dagegen, sehr viel ernster sogar, sind die Aeußerungen zu nehmen, die sich mit dem Völkerbund beschäftigen. Es heißt da:

„Das Genfer Völkerbundsschauspiel hat in diesen Tagen ein Ende gefunden. . . . Aber auch diesmal konnte Genf nichts dabei gewinnen, denn auch sachliche Zeitungen mußten beschämt die Lächerlichkeit dieser Handlungsweise eingestehen, und Danzig zog noch einmal unbeschadet von dannen, wenngleich es auch wieder eine Reihe guter Ratschläge mit auf den Weg bekommen hat. Dieser Weg von Genf nach Danzig ist ja sehr weit, da kann ja auch mancherlei verloren gehen . . . ."

Wir nehmen an, daß sich für diese Aeußerungen einige staatliche Stellen interessieren dürften, besonders auch der Herr Senatspräsident, um auf dem Wege über „administrative Maßnahmen" das Blättchen zu veranlassen, über die mit Zustimmung des Herrn Senatspräsidenten gefaßten Ratsbeschlüsse mit etwas mehr Achtung zu schreiben.

Helden!

Die Fehlkalkulation auf die Amnestie

In der Meinung, die Amnestie werde ihm noch zugute kommen, schlug Herbert Berger in den Tagen, als die Amnestie beschlossen wurde, ohne jede Veranlassung auf einen jungen Mann ein, der sich als Gegner des Nationalsozialismus zu erkennen gegeben hatte. Berger hatte Pech, denn seine Tat fiel nicht mehr unter die Amnestie, so daß er mit einem Strafverfahren zu rechnen hat. Das veranlaßte ihn, an den Ueberfallenen folgenden Brief zu schreiben:

„Da Sie den mir versprochenen Anruf nicht durchgeführt haben, ersuche ich Sie schriftlich um eine Unterredung. Sie werden ja wohl wissen, in welcher Angelegenheit. Sie dürfen mir glauben, daß mir die Sache höchst unangenehm ist und aufrichtig leid tut. Ich bitte Sie auf diesem Wege um Entschuldigung und bitte Sie ebenfalls höflichst darum, den gegen mich gestellten Strafantrag zurückzuziehen. Weiter bitte ich Sie, mir Gelegenheit zu geben, die Sache auf friedlichem Wege aus der Welt zu schaffen. Da es lediglich eine betrunkene Angelegenheit war ohne jeden politischen Hintergrund und ich Sie so gut wie gar nicht kenne, die Sache auch gerne so erledigt wissen möchte und ich mir auch nicht denken kann, daß Sie einen Vater von zwei Kindern bestraft und in der Existenz gefährdet sehen möchten, bitte ich Sie nochmals innig darum, den Antrag eilig zurückzuziehen. Ich bitte auch, mir Gelegenheit zu geben, die Sache so in Ordnung bringen zu können.

Mit Hochachtung zeichnet
in Dankbarkeit
Herbert Berger."

Nächtlicher Sozialismus der Tat

Ganz andere Helden waren selbstverständlich jene jungen Burschen, einige in Uniform, andere in Räuberzivil, die sich heute nacht im Schutze der Dunkelheit an die Wohnung des sozialdemokratischen Redakteurs Adomat heranschlichen, einige Scheiben einwarfen und dann schleunigst flüchteten. Der Zuruf: „Rote Sau!" brachte dann noch zum Ausdruck, auf welch hoher Kulturstufe diese jungen Deutschen stehen. Das war wirklich eine Heldentat!

Die Aktion ging aus von dem Hofe der neuen Schule in Ohra.

Verlegter Mordprozeß

Der Termin in der Mordsache Grüe am kommenden Montag mußte aufgehoben werden, da die Verteidiger Beweisanträge auf Vernehmung von Zeugen gestellt haben, die in Kongreßpolen wohnen. Diese Zeugen sind wegen der Frage, ob die Tat mit Ueberlegung begangen ist, wichtig.

Infolge einer gestern bei Beginn der Drucklegung wieder einsetzenden Störung an der Rotationsmaschine konnte unsere gestrige Ausgabe nur in einem achtseitigen Umfange hergestellt werden.

Die Beiträge für die Bauernkammer

Entscheidung des Landesarbeitsgerichts — Ein unhaltbares Urteil

Vor einigen Tagen ist die Begründung des Urteils des Landesarbeitsgerichts bekannt geworden, das sich mit den Bauernkammerbeiträgen beschäftigt. Es handelt sich um die Klage eines Landarbeiters aus Groß Plehnendorf gegen einen dortigen Besitzer, der auf Anweisung des Landesbauernführers einen Teil des Lohnes nicht ausgezahlt, sondern an die Bauernkammer für angeblich rückständigen Beitrag abgeführt hatte, den der Landarbeiter nun zurückverlangte. Wenn es sich auch auf den ersten Blick um geringe Beiträge handelt, so sind diese Beträge dennoch für die Landarbeiter, die ja nur sehr wenig Bargeld erhalten, keineswegs leicht zu entbehren. Im ganzen genommen handelt es sich sogar um sehr erhebliche Summen, denn es sind ja

mehr oder weniger alle Landarbeiter, die von diesen Urteilen betroffen werden.

Vor allem aber sind es die Konsequenzen dieses Urteils, die zu schweren Bedenken Anlaß geben und es rechtfertigen, daß wir an dieser Stelle versuchen, unsere Ansicht zu begründen.

Im Juli 1933 wurde durch eine Senatsverordnung, eine der ersten auf Grund des Ermächtigungsgesetzes erlassenen, die Bauernkammer ins Leben gerufen, der alle in der Landwirtschaft tätigen Personen, also auch die Landarbeiter, angehören müssen. Diese Neueinrichtung schien zunächst, jedenfalls für die Landarbeiter, praktisch ohne Bedeutung zu sein. Es wurde sogar ein ganz anderer Weg eingeschlagen um zu einer Zwangsorganisation der Landarbeiter zu kommen. Es wurde nämlich mit allen Mitteln, sogar unter Zuhilfenahme der Autorität des Landesbauernführers,

unter den Landarbeitern die Parole verbreitet, sie seien verpflichtet, Mitglieder des nationalsozialistischen Landarbeiterverbandes zu werden.

Da die Danziger Verfassung die Koalitionsfreiheit gewährleistet, ist es natürlich ein Unding, von den Landarbeitern zu verlangen, daß sie einer nationalsozialistischen Organisation angehören. Die Landarbeiter weigerten sich zum erheblichen Teil deshalb, diesem nationalsozialistischen Landarbeiterverband Beiträge zu zahlen und erreichten es, daß der Landesbauernführer selbst seine bisherige Anordnung zurücknahm. Gleichzeitig jedoch wurde die sogenannte Gefolgschaftsgruppe der Bauernkammer errichtet, die sich formell auf die Satzung der Bauernkammer, also auch wieder sämtliche Landarbeiter zusammenfassen wollte. In weiteren Anordnungen wurden dann Beiträge festgesetzt, von — jedenfalls für Landarbeiter — sehr erheblichen Ausgaben.

Landarbeiter sollten 30 Pfennige in jeder Woche an diese Gefolgschaftsgruppe und außerdem noch monatlich 25 Pfennige an die Bauernkammer selbst zahlen.

Man wird verstehen, daß bei dem geringen Barlohn den Landarbeiter erhalten, es für jede politische oder wirtschaftliche Organisation schwer war, Anhänger unter Landarbeitern zu werben, die bei ihrem außerordentlich geringen Barlohn unmöglich noch Beiträge für eine andere Organisation aufbringen konnten. Dies ist die eigentliche Quelle der beiden Prozesse, die von zwei Landarbeitern im Interesse ihrer gesamten Kollegen geführt worden sind.

In dem ersten Prozeß, dessen Erledigung nun schon fast ¾ Jahre zurückliegt, handelt es sich um den monatlichen Beitrag für die Bauernkammer. Das Landesarbeitsgericht hat damals gemeint, daß die Landarbeiter durch die Satzung der Bauernkammer zu deren Mitglieder geworden seien und

wenn die Bauernkammer es verlange, auch Beiträge zahlen müßten.

Die sehr ausführliche Begründung ist unserer Ansicht nach im einzelnen sehr anfechtbar. Das Urteil brauchte aber für sich genommen doch keine übermäßig nachteiligen Wirkungen zu haben, da es sich ja schließlich nur um je 25 Pfg. im Monat handelt.

Anders der zweite Prozeß. Dort ging es um ein Mehrfaches dieses Beitrages, ja um mehr als andere Organisationen von ihren ländlichen Mitgliedern in Berücksichtigung ihrer besonderen Lage zu verlangen pflegen. Hier also konnte mit Recht eingewandt werden, daß die Einziehung dieses Beitrages praktisch darauf hinauskam, den Landarbeitern die Koalitionsfreiheit zu nehmen, da sie eben wegen der Höhe dieses Beitrages nicht noch Mitglied einer anderen Organisation sein konnten. Es wurde darüberhinaus sogar klargestellt, daß

diese Gefolgschaftsgruppe in Wirklichkeit nur ein anderer Name für den nationalsozialistischen Landarbeiterverband sei,

der an dem gleichen Tage, an dem die Gefolgschaftsgruppe ins Leben gerufen wurde, aufhörte, nach außenhin in Erscheinung zu treten. Die leitenden Personen in der Gefolgschaftsgruppe sind dieselben wie die des Landarbeiterverbandes, die Beitragshöhe ist dieselbe. Die Mitgliedsbücher sind die gleichen geblieben, selbst die Verbandsmarken sind nicht geändert. Wenn diese Behauptung zutrifft — und sie ist eigentlich ernstlich niemals bestritten worden — dann ist natürlich der Zwang zur Zugehörigkeit zu dieser Gefolgschaftsgruppe genau so unzulässig, wie es der Zwang zur Mitgliedschaft im nationalsozialistischen Landarbeiterverband war. Das Landesarbeitsgericht hat sich über diesen Einwand hinweggesetzt. Es meint, daß die Anordnungen, die der Landesbauernführer in jedem einzelnen Falle an den Arbeitgeber ergehen läßt, diesen dazu berechtigen,

einen Teil des Lohnes nicht an den Landarbeiter, sondern an die Bauernkammer abzuführen.

Uns scheint die Begründung des Landesarbeitsgerichtes, auf deren Einzelheiten wir hier als juristische Spezialfrage nicht eingehen wollen, nicht übermäßig überzeugend zu sein. Es steht fest, daß gerade für diese Beiträge ein vereinfachtes Verfahren eingeführt worden ist, und schon das Fehlen jeden ausreichenden Grundes für eine solche Ausnahmeregelung hätte nach unserer Ansicht das richterliche Mißtrauen in die Berechtigung dieser Ausnahmeregelung wachrufen müssen.

Das Gericht ist sich zweifellos darüber klar gewesen, daß es die einzelnen Landarbeiter durch seine Stellungnahme zwingt, sich selbst mit der Bauernkammer auseinander zu setzen. Da es hier an der Möglichkeit eines gerichtlichen Verfahrens fehlt und die Bauernkammer jedem einzelnen Bauern gegenüber zweifellos der Stärkere ist, muß sich das Gericht auch bewußt gewesen sein,

eine wie große Härte seine Entscheidung bedeutet.

Es ist praktisch gar kein Unterschied, ob den Landarbeitern gar kein Rechtsmittel zur Verfügung steht oder ob sie die Möglichkeit haben, sich beim Landesbauernführer, auf dessen Befehl letzten Endes die Beitragseinziehung zurückgeht, zu beschweren. Für die Landarbeiter ist entscheidend, daß ihnen für einen nicht unerheblichen Teil ihres Lohnes der Rechtsweg versagt wird.

Diese Härte ist um so größer, als es sich nicht etwa darum handelt, daß die Landarbeiter nun in jeder Woche 30 Pfg. zahlen. Die Bauernkammer läßt vielmehr die Beitragsrückstände in sehr vielen Fällen zu hohen Beträgen anwachsen. Uns sind Fälle bekannt, in denen

Rückstände von 15, ja sogar von 20 Gulden den Landarbeitern auf einmal abgezogen worden sind,

so daß also in manchen Fällen der Verlust eines Monatslohns entsteht.

Man kann natürlich nicht erwarten, daß die Arbeitsgerichte von ihrem Standpunkt abgehen werden. Die Angelegenheit ist deshalb eine rein politische geworden. Es wird Sache der berufenen Vertreter der Landarbeiter, insbesondere der politischen Parteien sein, eine gesetzliche Regelung herbeizuführen, die den Landarbeitern die Möglichkeit gibt, sich gegen diese Beitragsabzüge zur Wehr zu setzen und sie damit auch endlich wieder in den Genuß der Koalitionsfreiheit setzt.

*

Ein Gutes allerdings hat dieser Prozeß gehabt: Während der sehr langwierigen und hin- und herschwankenden Verhandlungen ist nämlich eines Tages

die Bauernkammer gezwungen worden, ihren Haushaltplan vorzulegen.

Es ist dies das erste Mal, daß Außenstehende Einblick in diesen Apparat erhalten und — wenn die Gleichsetzung dieser Gefolgschaftsgruppe mit dem nationalsozialistischen Landarbeiterverband richtig ist — auch das erstemal, in dem wenigstens eine Einzelgruppe der Arbeitsfront öffentlich Rechnung legen mußte. Das Ergebnis ist bemerkenswert genug.

Bei einem Wochenbeitrag von 30 Pfennigen

zahlt jeder Landarbeiter im Jahr 15,60 Gulden an die Gefolgschaftsgruppe.

Es gibt rund 10 000 Landarbeiter im Gebiet der Freien Stadt Danzig. Die Gefolgschaftsgruppe hat daher eine Einnahme von 156 000 Gulden im Jahr.

Von diesen für die ärmlichen Verhältnisse der Landarbeiter gewaltigen Beträgen werden nicht weniger als 20 Prozent, nämlich 36 000 Gulden, auf die hohe Kante gelegt. Der Rest, 120 000 Gulden, wird etwa folgendermaßen verteilt: 24 000 Gulden an Unterstützungen, 6 000 Gulden für Zuchtzwecke, 2000 Gulden für ein Auto, 32 000 Gulden für Miete, Versicherungen und dergleichen.

56 000 Gulden für Gehälter, Löhne und Spesen.

Die Kosten des Apparats nehmen also weit über die Hälfte der Beiträge in Anspruch und übersteigen die Ausgaben im Interesse der Landarbeiter — wenn man schon die Zuchtböcke und Kaninchen mitrechnet — um das Dreifache.

56 000 Gulden für Gehälter, Löhne und Spesen werden aufgewandt um 24 000 Gulden Unterstützung auszahlen zu können. Das ist wohl ein Ergebnis, mit dem die mißtrauischsten Erfahrungen nicht wetteifern können.

Unfall-Chronik

Der SS-Mann Günter Zander, Langfuhr, fuhr mit seinem Motorrad von Langfuhr nach Zoppot. Kurz vor Zoppot fuhr er gegen den in Richtung Danzig fahrenden Radfahrer Bruno Lehmann aus Ohlngen. Z. der einen Wagen überholen wollte, gelang es nicht mehr, seine Maschine zur rechten Seite herüberzureißen. Hierbei wurde der Radfahrer, der vorschriftsmäßig auf dem Radfahrweg fuhr, von dem Beiwagen erfaßt und gegen einen Baum geschleudert. Man mußte ihn in bewußtlosem Zustande mit dem Krankenwagen ins Krankenhaus schaffen, wo man einen Schädelbruch, zwei Kopfverletzungen sowie eine Wirbelsäulenverletzung feststellte. Der Zustand des L. ist ernst.

Der 46 Jahre alte Eisenbahner Joseph Pächter aus Braunsdorf, zurzeit Danzig, Kleine Hosennähergasse, fuhr mit seinem Motorrad von Langgarten in Richtung Milchkannengasse. An der Straßenkreuzung Langgarten/Mattenbuden lief ihm ein Hund in die Maschine, so daß P. das Gleichgewicht verlor und zu Boden stürzte. Mit einer sieben Zentimeter langen Schläfenwunde, einer Gehirnerschütterung und einem Unterarmbruch wurde er mit dem Unfallwagen ins Krankenhaus geschafft.

Die Ehefrau Johanna Plaske aus Ohra wurde in Ohra von einem Motorradfahrer so unglücklich angefahren, daß sie mit einem komplizierten Unterschenkelbruch und Fleischverletzungen vom Unfallwagen ins Krankenhaus geschafft werden mußte.

Der sechs Jahre alte Schüler Franz Hann, Große Gasse, wurde am Freitag gegen 9.30 Uhr vormittags, von einem Auto in der Wallgasse angefahren. Hierbei erlitt der Junge eine Schädelverletzung und einen Nasenbeinbruch.

Ärztlicher Sonntagsdienst

Den ärztlichen Dienst üben am morgigen Tage aus in Danzig: Dr. Frid, Milchkannengasse 27, Tel. 286 80. Geburtshelfer: Dr. Frumkin, Holzmarkt 9, Tel. 264 36; Dr. Burow, Stadtgebiet 13, Tel. 281 12. — In Langfuhr: Dr. Speiswinkel, Adolf-Hitler-Straße 204, Tel. 415 50, Geburtshelfer: Dr. Semran, Adolf-Hitler-Straße 47, Tel. 410 39. — In Oliva: Dr. Boecker, Am Schloßgarten 20, Tel. 450 77. — In Neufahrwasser: Dr. Dittkuhn, Schleusenstraße 9 b, Tel. 352 33, Geburtshelfer. — In Neuteich: Frl. D. Friedrich, Marienburger Straße 11, Tel. 380. — Den zahnärztlichen Dienst versehen von 10–12 Uhr vormittags in Danzig: Dr. Schubert, Langgasse 6, — In Langfuhr: Dr. Heiwinkel, Adolf-Hitler-Straße 85.

Sonntags- und Nachtdienst der Apotheken in der Woche vom 9. bis 8. Februar. Der Nachtdienst beginnt bereits am Sonnabend der Vorwoche, 19 Uhr, und schließt am Sonnabend der Dienstwoche, 19 Uhr. In Danzig: Elefanten-Apotheke, Breitgasse 15; Bahnhof-Apotheke, Kassubischer Markt 22; Raths-Apotheke, Langer Markt Nr. 39; Hevelius-Apotheke, Rähm 1. — In Langfuhr: Hohenzollern-Apotheke, Adolf-Hitler-Straße 123; Apotheke zur Neustadt, Neuer Markt 18. — In Oliva: Kloster-Apotheke, Pelonker Str. 1. — In Neufahrwasser: Bahnhofs-Apotheke, Olivaer Str. 30. — In Stadtgebiet-Ohra: Adler-Apotheke, Horst-Wessel-Straße 23. — In Heubude: Apotheke Heubude, Anselweg 1. — In Schidlitz: Kronen-Apotheke, Karthäuser Straße 102 (an Sonn- und Festtagen von 14 bis 20 Uhr geschlossen).

Ärztlicher Nachtdienst

In Not- und Dringlichkeitsfällen stehen nachts, in der Zeit von 22 bis 6 Uhr, folgende Ärzte für Verfügung: In der Nacht von Sonnabend zu Sonntag: Dr. Lieninger, Holzmarkt 16, Tel. 2474; Dr. Dultz, Langgasse 9, Tel. 248 81. — In der Nacht von Sonntag zu Montag: Dr. Brauer, Stadtgraben 8, Tel. 343 23; Dr. Kulke, Langgasse 16, Tel. 257 88.

Der gewaltige Andrang

am 1. Tage unseres großen

Inventur-Verkaufes

beweist aufs neue unsere enorme Leistungsfähigkeit

Auch jetzt noch große Mengen,
noch weiter die billigen Preise
und immer gute Waren!

Leo Freymann
Gesellschaft mit beschränkter Haftung

Schein-Konstitutionalismus

Echtes und vorgetäuschtes Verfassungsleben — Interessante Rückblicke

E. Warschau, Ende Januar

Die Bezeichnung „Konstitution“ für die geschriebene Verfassung des Staates ist im Deutschen nicht so gebräuchlich wie in anderen Staaten. Ganz abgesehen von denen, die, sei es aus Unwissenheit oder aus politischer Berechnung, überhaupt nicht viel für dergleichen übrig haben. Es wird mit dem Worte „Konstitution“ daher noch heute manchem in der Welt so ergehen, wie den Soldaten in der alten Warschauer Anekdote von der Ausrufung der polnischen Verfassung durch den russischen Zaren Alexander im Jahre 1815, der auf dem Wiener Kongreß im gleichen Jahre den größten Teil des alten polnischen Staates dem Russischen Reiche einverleibt hatte. Damals also mußten die unter dem Großfürsten Konstantin, Bruder des Zaren, nach Warschau geschickten russischen Soldaten den Ruf anstimmen: „Hoch lebe der Großfürst Konstantin und die Konstitution!“ Die Anekdote berichtet nun glaubwürdig, die landfremden Soldaten, die zuhause im zaristischen Rußland noch nie etwas von solchen freiheitlichen Dingen gehört hatten, hätten bei dem Rufe geglaubt, die „Konstitution“ sei — die Frau des Großfürsten Konstantin! Man sage nicht, diese Anekdote sei albern und dumm. Erfahrungsgemäß ist nichts so dumm, daß es nicht irgendwo vorkommen kann. Und dann läßt sich aus den damaligen russischen Zuständen schließen, daß die braven russischen Soldaten wirklich nichts mit dem fremden Wort anfangen konnten.

In Polen wußte man schon lange, sehr viel länger als in Rußland, etwas von Verfassung und Verfassungsleben. Nicht nur das Wort „Konstitution“ (konstytucja) war hier schon lange sehr gebräuchlich. Der Tag der Annahme der ersten demokratischen Verfassung, der 3. Mai 1791, ist noch heute polnischer Nationalfeiertag, weil diese Verfassung, deren praktische Auswirkung durch die Aufteilung Polens vereitelt wurde, doch als Sinnbild eigener Staatsordnung die lange Zeit des Fehlens eigener polnischer Staatlichkeit wie ein Strahl der Hoffnung erhellte. Die Verfassung, die Zar Alexander 1815 bei der Besitzergreifung dem Lande „schenkte“, wurde von den Einheimischen deshalb recht kritisch aufgenommen. Aber auch die russischen Soldaten wurden schneller über Sinn und Wert eines selbständigen, freiheitlichen Verfassungslebens belehrt, als es dem Zaren lieb war. War solange der Gedanke an eine Reform der russischen Rechtszustände nur in einigen wenigen geheimen Verbindungen lebendig gewesen, die das Erkennungswort „Konstitution“ hatten, so wirkte die für Polen bei der Einverleibung ins Russische Reich geschaffene Verfassung bald als praktisches Vorbild und als Anreiz für breitere russische Kreise, besonders des Militärs, in ihrem Vaterland wenigstens die gleichen Freiheiten zu erstreben, wie sie dem eroberten Gebiet aus mehr taktischen Gründen gewährt worden waren. Solange der Zar, wenn auch vielleicht nicht mit voller Aufrichtigkeit, selbst für eine verfassungsmäßige Entwicklung eingenommen war, gerieten die Anhänger der freiheitlichen Bewegung nicht in Gegensatz zur Regierung. Es dauerte aber nicht lange, bis der wahre Charakter der zaristischen Politik sich offenbarte.

Schon im August 1817 erklärte der Zar in einem Schreiben an den Statthalter in Warschau, daß die Bindung durch die Verfassung nur einseitig sei, und zwar nur für die Untertanen. Er beanspruche für sich das Recht, die in Polen gewährten Wohltaten jederzeit zurückzunehmen, wenn diese sich ihrer unwürdig erweisen sollten. Je mehr sich Alexander von seinen ursprünglichen liberalen Ideen abwandte und einen scharfen innenpolitischen Kurs in Rußland wie in Polen begünstigte, entstand die natürliche Einheitsfront zwischen den „Konstitutionalisten“ in Rußland und den polnischen Freiheitskämpfern, die, wenn sie für ihre Rechte auf verfassungsmäßiges Verfahren eintraten, zugleich um ihre nationale Freiheit kämpften. Beide mußten ein schweres Schicksal auf sich nehmen. Die zaristische Gewaltherrschaft hatte eine zu starke Stellung in Europa, gerade wegen seiner innenpolitischen Bedeutung für die Herrschaftssysteme der anderen Mächte, als daß eine Aenderung praktisch möglich gewesen wäre. Für die polnische Sache ging der Major Lukasinski in schreckliche Haft, die er nie wieder verlassen sollte. Der gleiche Großfürst Konstantin, dessen Name mit der polnischen Konstitution von 1815 so eng verbunden ist, ließ ihn 1822 verhaften. Ein Kriegsgericht verurteilte ihn wegen geheimer Bestrebungen in der schon seit Jahren nicht mehr bestehenden „Nationalen Freimaurerei“ zu schwerem Kerker. 1831 wurde der „große Verbrecher“ auf Anordnung des Zaren in das unterirdische Gewölbe des „Geheimen Turmes“ gebracht. Kein Mensch durfte dort mit ihm sprechen. Als seine Strafe abgelaufen war, wurde er aber nicht etwa freigelassen. 1868 starb er im Gefängnis. 46 Jahre war er lebendig begraben gewesen. Bis zuletzt galt sein Denken dem polnischen Vaterland. Der große polnische Historiker Simon Askenazy, der im vorigen Jahr gestorben ist, widmete Lukasinski ein dreibändiges Werk. Die Petersburger Freiheitsfreunde versuchten im Dezember 1825, als der Nachfolger Alexanders, Nikolaus I., den Thron bestieg, einen Aufstand, der aber gleichfalls niedergeschlagen wurde. Die Führer dieser „Dekabristen“ (Dezemberleute — nach dem Monat des Aufstandes so genannt) wurden hingerichtet. Erst ein paar Jahre später kam es in Polen wieder zu einer großen Erhebung gegen die russische Gewaltherrschaft, zu dem Novemberaufstand von 1831, der auch nicht zum Ziele führte. Jetzt wurden die innenpolitischen Unterschiede zwischen dem Russischen Reich und dem polnischen Teil endgültig beseitigt, aber zu Ungunsten der Konstitution von 1815. Jeder Rest freien Verfassungslebens wurde zerschlagen, die Empörung auf lange Zeit erstickt.

Von da an war der Kampf der Polen in Rußland um ihre nationale Freiheit ganz ein Teil der innerrussischen Verfassungskämpfe. Fast ein Jahrhundert, genau 90 Jahre nach der Verkündung der polnischen Konstitution durch Alexander I. erhielt ganz Rußland, und damit auch wieder der polnische Teil, zum ersten Mal eine Volksvertretung in der allrussischen Duma, bei der Reform von 1905. Vielen gründlichen Beobachtern schien es, als sollte das Manöver Alexanders I. nun für das ganze Reich nachgeahmt werden. Kein geringerer als der berühmte deutsche Gelehrte, der Sozialwissenschaftler Max Weber, prägte in einer 1906 erschienenen gründlichen Studie für diese russische Reform die Bezeichnung eine Schein-Konstitutionalismus. Er sah in dem von der Petersburger Bürokratie ausgearbeiteten Gesetzeswerk den „Versuch einer Vollendung der Bürokratisierung der Selbstherrschaft“ des Zaren. Aber die Welt von 1905 war nicht mehr die Welt von 1815. Das konstitutionelle System, das Bestehen einer Volksvertretung, ihre aktive Mitarbeit an der Lenkung der Völkergeschicke, waren nicht mehr die Gedanken einer internationalen Minderheit, sondern hatten ihr Daseinsrecht in der politischen Ordnung bereits erwiesen. Uns interessiert in diesem Zusammenhang nicht die weitere Entwicklung der russischen Revolution. Gerade der durch die Gesetze von 1905 in Rußland geschaffene Zwischenzustand zwischen diktatorischer Regierung, die sich auf seine allmächtige Bürokratie stützt, und echter Demokratie erscheint aber in der Gegenwart als bedeutsames Beispiel für die Gesetzmäßigkeit verfassungspolitischer Entwicklungen. Webers Arbeit von 1906 über den russischen Schein-Konstitutionalismus gipfelt in der Feststellung, daß durch die Schaffung einer Volksvertretung auf jeden Fall das konstitutionelle, verfassungsmäßige Prinzip anerkannt worden sei. Er wendet sich gegen jene „Deutschen Philister“, die bis zum Ueberdruß wiederholen, die russische Nation sei überhaupt „nicht reif“ zum konstitutionellen Regime. Wenn man, wie in Rußland, die Karikatur eines immerhin so mächtigen Rechtsgedankens, wie der Konstitutionalismus es ist, zum Gesetz erhebe, so könne das auf die Dauer sehr anders wirken, als die Gesetzgeber es erhoffen. Er warnt die Deutschen davor, sich gefühlsmäßig gegen eine echte konstitutionelle Entwicklung in dem östlichen Nachbarreiche festzulegen, die auf jeden Fall kommen müsse, so oder so. — Es bedarf keines Nachweises, daß die Polen in Rußland zu den energischsten Vertretern echten Verfassungslebens gehörten und, wie ihre Vorfahren des vergangenen Jahrhunderts für die demokratischen Freiheiten gegen die Gewaltherrschaft des Zarentums fochten. Das Herannahen des Weltkrieges und die Ueberzeugung, daß Rußland an der Seite der Westmächte gegen Deutschland und seine Verbündeten siegreich kämpfen werde, haben die innenpolitischen Ziele hin und wieder zurücktreten lassen vor den außenpolitischen Notwendigkeiten — die grundsätzliche Einstellung konnte davon nicht berührt werden. Denn gerade die Annäherung Rußlands an Frankreich stärkte ja auch immer mehr die Aussichten auf eine gründlichere Reform im Innern des Reiches. Der Schein-Konstitutionalismus von 1905 mußte ein Uebergangszustand bleiben.

Der Rückblick auf den doppelten Freiheitskampf der Polen im alten Rußland, um nationale Selbstbestimmung und Verfassungsstaat, ist heute nicht nur interessant als geschichtliche Erinnerung. Dieser Rückblick kann auch nützlich sein. Denn heute beobachten wir ja wieder, diesmal im eigenen, unabhängigen polnischen Staat, eine innere Auseinandersetzung um die endgültige Verfassung, die im Leben des Staates einen größeren Raum einnimmt, als es von außen manchmal scheinen will. Da ist es denn wohl nützlich, sich der Tradition des polnischen Kampfes zu entsinnen, der die Gedankenwelt aller polnischen Politiker, in welchem Lager sie auch heute stehen mögen, entscheidend geformt hat. Der Zusammenbruch des Russischen Reiches, in das der größte Teil des heutigen Polen eingeschlossen war, an dem Versuch, den „Schein-Konstitutionalismus“, wie ihn Max Weber gegeißelt hat, mit Gehalt aufrecht zu erhalten, und die Folgen dieser durch Herrscher-Willkür verkrampften inneren Entwicklung sind Tatsachen, die dem politischen Bewußtsein aller bleibend eingebrannt sind. Mit aus diesem Grunde konnte selbst die autoritäre, auf große Stärkung der Regierungsgewalt abgestellte Verfassungsreform Pilsudskis und seiner Anhänger nicht die Grundpfeiler des Verfassungslebens, in erster Linie die parlamentarische Volksvertretung, beseitigen.

Niemand wird diese jetzt geltende polnische Verfassung als höchsten Ausdruck parlamentarischer Demokratie bezeichnen wollen — zu allerletzt wohl ihre Schöpfer selber. Es sei aber nicht vergessen, daß die Einschränkungen der freien Volksvertretung, die wir zur Zeit in Polen feststellen, nicht auf den Vorschriften dieser Verfassung beruhen, sondern auf Wahlgesetzen, die auf dem gewöhnlichen Wege der Gesetzgebung wieder geändert werden können. Wichtiger noch als die Beurteilung der augenblicklichen innerpolitischen Verhältnisse Polens muß für uns jedoch die Gesamtrichtung sein, die aus den großen, bestimmten Ereignissen abzulesen ist. Und dafür können wir aus dem kurzen geschichtlichen Rückblick auf einige Zusammenhänge zwischen nationalem und konstitutionellem Kampf einen wichtigen Beitrag zur Beurteilung der Gegenwart schöpfen. Die Voraussetzungen für einen Schein-Konstitutionalismus russischer Vorkriegsart sind in Polen einfach nicht gegeben, so sehr diese Bezeichnung auch gegenüber einzelnen Erscheinungen der polnischen Innenpolitik sich anbietet.

Polnische Verkehrsprobleme

Investierungen für 470 Millionen — Einschränkung des Korridorverkehrs

Auf der gestrigen Sitzung der Budgetkommission des Sejm berichtete zuerst der Abg. Starzak über den Etat des Verkehrsministeriums. Er beantragte eine Erhöhung der Kredite für die Motorisierung Polens um 200 000 Zloty. Im Zusammenhang mit den großen Ueberschwemmungen des Jahres 1934, die Polen 100 Millionen Zloty gekostet haben, beantragte Starzak eine Erhöhung der Kredite für Wasserbauarbeiten um 2 Millionen Zloty. Der Redner kam dann auf den Stand der Straßen zu sprechen, der so kritisch sei, daß jährlich 44 Millionen allein nur zur Straßenunterhaltung notwendig seien. Für die Motorisierung forderte Starzak den Bau von Fabriken für billige Autos, Preisermäßigungen für Autobenzin und -öle, Autosteuerermäßigungen und Zollermäßigungen bei der Einfuhr von Autos aus dem Auslande.

Zur Lage der polnischen Staatsbahn übergehend, erklärte Starzak, daß die neuen Eisenbahntarife am 1. Februar in Kraft treten dürften, die eine Ermäßigung bis 25 Prozent für weitere Strecken vorsehen. Bei Besprechung der Eisenbahnerpensionen bemerkte der Berichterstatter, die neuen Pensionsvorschriften hätten den Eisenbahnerpensionären Unrecht getan. Ersparnisse dürften nicht durch zu niedrige Pensionen gemacht werden. Derartige Sparmaßnahmen verletzten die Autorität des Staates und schwächten das Vertrauen in die Solidität seiner Verpflichtungen. Der Redner schloß mit der Feststellung, die PKP. sei eine der bestfunktionierenden Zellen des Staatsorganismus. Das sei ein Verdienst nicht nur der Leitung, sondern auch ein Verdienst der großen Masse von Eisenbahnern, die oft in Hunger und Kälte opferbereit ihren schweren Dienst erfüllen.

Verkehrsminister Oberst Ulrych wies in seiner Rede auf das in Bearbeitung befindliche Investierungsprogramm für die nächsten fünf Jahre hin. Dieses Programm sehe eine Gesamtausgabe von etwa 470 Mill. Zloty vor, die zur Beendigung schon begonnener Eisenbahnbauten, zum Bau von 380 Kilometer neuer Eisenbahnstrecken, zur Motorisierung, für den Zivilluftverkehr usw. dienen sollten. Minister Ulrych erklärte, daß, obwohl ein Plan für die Finanzierung dieser Investierungen noch nicht aufgestellt sei, doch die nötigen Mittel gefunden werden müßten, da der jetzige Zustand sowohl vom militärischen wie auch vom wirtschaftlichen Standpunkte aus nicht mehr tragbar sei. Minister Ulrych wies gleichfalls auf die Tarifermäßigung hin, die den Zweck habe, den Export zu erleichtern und die Produktionskosten zu ermäßigen. Das Budget für Pensionen sei prozentual zu hoch und müsse ermäßigt werden, und zwar durch Feststellung, welche Zahl von Festangestellten unerläßlich sei, und durch Erschwerungen für den Uebergang von Saisonarbeitern in die Kategorie der Festangestellten.

Der Vizepräsident des Sejms Miedzinski, berührte die Frage der Verrechnung mit Deutschland für den Transitverkehr über Pommerellen. Diese Frage habe mit Politik nichts zu tun. Deutschland schulde Polen für den Transitverkehr über Pommerellen viele Millionen; diese Schuld wachse jeden Monat. Man müßte die hervorragenden Verdienste Dr. Schachts um die deutschen Finanzen bewundern, er, der Redner, sehe aber nicht ein, warum auch polnisches Gebiet in den Bereich dieser Experimente einbezogen werden solle. Dr. Schacht mache durch Nichtzahlung der geschuldeten Eisenbahngebühren einfach eine Anleihe bei Polen, die schon 70 Millionen Zloty betrage und die in ständigem weiteren Anstieg begriffen sei. Es sei eine aufgezwungene Anleihe, die Polen freiwillig nie gewähren würde, da es keine Mittel dazu habe. Es scheine, als ob das Auftreten der polnischen Regierung nicht energisch genug gewesen sei. Polen habe das Recht, sich auf die sprichwörtliche deutsche Loyalität und Gewissenhaftigkeit bei Geldabrechnungen, wie auch auf die Solidität des deutschen Kaufmanns, auf die Deutschland stolz sei, zu berufen. Deutschland sei in dieser Frage eigentlich nur Kassierer polnischen Geldes, und es würde sich auf der Welt kein Schiedsrichter finden, der nicht anerkennen würde, daß dieses Geld an Polen zu bezahlen sei. Der Redner müsse darauf bestehen, daß diese Frage von der Regierung mit Nachdruck und schnellstens erledigt werde

Welche Korridorzüge ausfallen sollen

Wir haben schon gestern auf die bevorstehende Einschränkung des Personenzugverkehrs zwischen Ostpreußen und dem Reich hingewiesen, die als Folge des deutschen Unvermögens, die Kosten des Transitverkehrs an Polen im jetzigen Ausmaße zu bezahlen, eintritt. Wie die „Gazeta Polska“ meldet, sollen auf den Korridorstrecken vom 7. Februar ab folgende Züge aus:

„1. Auf der Strecke Groß-Boschpol—Strebelin—Danzig—Marienburg der Schneuzug Nr. 101/102 (d-24—d-23) mit dem nicht-visumfreien Teil des Zuges.

2. Auf der Strecke Konitz—Dirschau—Marienburg der Schnellzug Nr. 905/906 (d 16—d 15), Schnellzug Nr. 907/908 (d 4—d 3), Personenzug 911/912 (303—305), mit dem nicht-visumfreien Teil des Zuges.

3. Auf der Strecke Schneidemühl—Bromberg—Thorn—Dt.-Eylau Schnellzug Nr. 307/308 (d 116—d 115).

4. Auf der Strecke Zbaszyn—Posen—Dt.-Eylau Schnellzug Nr. 303/304 (d 52—d 51) mit dem nicht-visumfreien Teil des Zuges.

5. Alle Extra- und Zusatzzüge, die bis jetzt im Bedarfsfalle zwischen Ostpreußen und dem restlichen Deutschland eingesetzt werden. (PAT.)“

Die Bedeutung dieser Maßnahme haben wir schon gestern gewürdigt.

Staatlicher Eingriff in Niemöllers Gemeinde

Treuhänder für die Finanzverwaltung eingesetzt

Die unter dem geistigen Einfluß Pfarrer Niemöllers stehende Kirchengemeinde Berlin-Dahlem ist durch eine Verfügung des Reichskirchenministeriums einem staatlichen Treuhänder unterstellt worden, der ihre Finanzverwaltung leiten soll. Die Maßnahme wird damit begründet, daß ein von Pfarrer Niemöller verfaßtes Flugblatt „Die Staatskirche ist da“ aus Mitteln der Gemeinde Dahlem finanziert worden sei. Das Flugblatt war sofort nach seinem Erscheinen beschlagnahmt worden; überdies fanden bei nahezu 2000 evangelischen Pfarrern in Preußen Haussuchungen oder Verhöre statt, um sämtliche Exemplare der Schrift aus dem Verkehr zu ziehen. In bekenntniskirchlichen Kreisen wird die Bevormundung der Gemeinde Dahlem damit erklärt, daß es sich um die reichste Kirchengemeinde von ganz Deutschland handelt, die aus ihren Mitteln den Kampf der kirchlichen Opposition auch in anderen Gebieten erleichtert habe. Unter dem Regime des Reichsbischofs Müller waren wiederholt kirchliche Kommissare zur Unterwerfung der unbotmäßigen Gemeinde ausgeschickt worden, die sich in Dahlem aber in keiner Weise durchsetzen konnten. Diesmal handelt es sich um eine mit Polizeimacht durchgeführte Staatsintervention.

Im Verlauf der Aktion sind sämtliche Konten beschlagnahmt worden. Als Treuhänder wurde der Geheime Finanzrat Baarfeldt aus Lichterfelde, der nicht einmal Gemeindemitglied ist, eingesetzt. Pfarrer Niemöller gab in der Predigt am 26. Januar die Vorgänge bekannt und erbat Gaben für den Bruderrat der Gemeinde, damit am 1. Februar wenigstens die Gehälter für die Angestellten gezahlt werden könnten.

Pfarrerversammlung unter Polizeiaufsicht

Ein Agent der Staatspolizei wurde zurechtgewiesen

In der Versammlung des geistlichen Notbundes in Stettin war ein Beamter der Geheimen Staatspolizei erschienen. Als man ihn entdeckte, wurde folgende Erklärung abgegeben: „Wir stehen vor schweren kirchlichen Entscheidungen. Bisher waren wir gewohnt, allein in der Bindung an den Herrn und sein Wort zu beraten und zu entscheiden. Wir halten es für unmöglich, unsere Entscheidung zu treffen unter der Kontrolle und unter dem Bann einer Aufsicht, die von dem nichts wissen kann, wovon wir getrieben werden müssen, wenn wir wirklich kirchlich handeln wollen. Zum Staat gehören wir alle. Wenn aber Vertreter der Staatspolizei unsere Aussprache überwachen, gibt es keine wirklich rückhaltlose Aussprache. Deswegen richten wir an den Bruderrat die Bitte, die Sitzung aufzuheben.“ — Der Beamte entfernte sich darauf.

Die Demonstration gegen den Kaplan

Ein Landfriedensbruchprozeß

Vor der Großen Strafkammer Arnsberg stand ein Landfriedensbruch-Prozeß zur Verhandlung, bei dem 7 Angeklagte zur Verantwortung gezogen wurden. Es handelte sich um eine öffentliche Demonstration gegen den Kaplan Böckelmann in Soest am 16. August vorigen Jahres. In der Nacht des 16. August hatten 200 bis 300 Personen vor dem Hause des Kaplans mit Sprechchören demonstriert, dabei wurden auch Fensterscheiben zertrümmert. Im „Schwarzen Korps“ war vorher ein Artikel erschienen, der sich mit der Person des Kaplans befaßt. Der Kaplan soll an einem Tage der Sammlung für „Mutter und Kind“ sich bei einer Sammlerin abfällig über die SA. und SS. geäußert haben. Am selben Tage entfernte ein Mann die im „Stürmer“-Kasten ausgehängte Nummer des „Schwarzen Korps“, wie man annahm, auf Anordnung des Kaplans Böckelmann.

Bei der Zeugenvernehmung bestritt der Kaplan die gegen ihn im „Schwarzen Korps“ erhobene Anschuldigungen. Von den 7 Angeklagten wurde einer freigesprochen, die anderen wegen Landfriedensbruchs zu Gefängnisstrafen bis zu einem Jahr verurteilt.

Wirtschaft-Handel-Schiffahrt

Polnisch-danziger Wirtschaftsgespräche

Fragen des polnischen Außenhandels — Die Hafenpolitik Polens

In seiner letzten und sehr grundsätzlichen Rede über die polnische Wirtschaft hat Handelsminister Dr. Gorecki die Wirtschaftslage Polens als noch im Entwicklungsstadium befindlich, bezeichnet. Polen hat es zwar verstanden, sich politisch zu einer Großmacht zu entwickeln. Mit diesem Steigen seiner politischen Bedeutung hielt aber seine Wirtschaftsentwicklung nicht Schritt. Polen ist ein armes Land. Diese Feststellung wird in jeder Ministerrede gemacht, die sich mit der Wirtschaftslage unseres Nachbarstaates befaßt. Jeder Kenner Polens kann diese Aeußerungen nur bestätigen. Minister Gorecki hat aus diesem Sachverhalt heraus auch die grundlegende Tagesforderung geschlußfolgert, daß die technisch ziemlich hoch entwickelte polnische Industrie ihren inländischen Absatzmarkt nur durch möglichste billige Gestaltung ihrer Preise ausweiten könne. Diese Maßnahme ist eine konsequente Fortsetzung der Preispolitik auf dem Gebiete der Kartelle, die anscheinend auch dadurch erklärlich ist, daß ein gesicherter und aufnahmefähiger Binnenmarkt die Grundlage für eine industrielle Exportausweitung darstellt.

Wenn auch bei vielen industriellen Gebrauchsgütern durch einen stärkeren Absatz im Inlande sowohl die Versorgung der Bevölkerung gefördert wie auch für die betreffenden Industrien selbst als hinreichende Basis für die Entwicklung der Industrialisierung und des Exports dient, so ist das bei der Urproduktion nicht im gleichen Maße der Fall. Diese ist, wie z. B. besonders Bergwerks- und Hüttenwesen, durchaus exportorientiert und auf die Ausfuhr notwendig angewiesen. Aehnlich liegt es mit den Ueberschüssen der Agrarwirtschaft Polens, die gleichfalls im Auslande Absatzmärkte suchen müssen. Kennzeichnend für die augenblickliche wirtschaftliche Situation Polens ist die Feststellung Goreckis, daß gerade diese Zweige der polnischen Wirtschaft augenblicklich am schlechtesten dastehen und am schwersten um ihre Selbstbehauptung und um ihre ausländischen Märkte zu ringen haben.

Der Entschluß Polens, seinen Außenhandel seewärtig zu orientieren und die Küste als Ausfallstor seiner Ausfuhr zu benutzen, ist so alt, wie der polnische Staat selbst. Die Hafenfrage ist jetzt für Polen so gut wie gelöst. Denn Danzig und Gdingen sind mit Leichtigkeit im Stande, den gesamten seewärtigen Warenverkehr Polens zu bewältigen, wobei allerdings die Mitarbeit Danzigs für Polen eine unerläßliche Notwendigkeit darstellt. Bezüglich des uns Danziger besonders berührenden Ausbau Gdingens verdient der Satz Goreckis Hervorhebung, daß der Ausbau Gdingens sich seinem Ende nähere und daß der Staat auf seine dominierende Stellung beim Gdinger Hafenausbau zu verzichten gedenke, daß vielmehr das Privatkapital an die Stelle des Staates treten und insbesondere die zurückgebliebene Versorgung Gdingens mit Bodeneinrichtungen und Kränen bewerkstelligen solle. Aus diesen Feststellungen ergibt sich wenigstens das Eine, daß der Ausbau Gdingens wohl nicht im selben Maße wie bisher fortgesetzt werden wird, so daß eine gesteigerte Ablenkung des Umschlages von Danzig nicht mehr zu befürchten sein dürfte. Allerdings würde ein weiteres Wachstum Gdingens auf Kosten Danzigs weitere, starke wirtschaftliche Erschütterungen Danzigs mit sich bringen, woran Polen aber selbst wohl kaum Interesse haben dürfte.

Das Scheitern des deutsch-polnischen Wirtschaftsvertrages hat sehr deutlich gezeigt, wie ausschlaggebend die jeweilige Lage des polnischen Außenhandels für Danzig ist. Wenn der polnische Außenminister Beck erklärt hat, daß Danzig für Polen kein politisches sondern ein wirtschaftliches Problem sei, so gilt diese Feststellung umgekehrt mindestens im gleichen Maße. Im Verhältnis Danzigs zu Polen dürfen keine politischen Reibungen vorkommen, bildet Polen doch die Existenzgrundlage der Danziger Wirtschaft. Dieselben Konjunkturprobleme, die in der innerpolnischen Wirtschaftspolitik eine Rolle spielen, beeinflussen auch die Danziger Wirtschaft aufs stärkste, denn Polen ist der stärkste Abnehmer der Danziger Veredelungsindustrie und des Danziger Handels. Daß aber auch Polen Danzig gebraucht, geht aus der Stelle der Rede Ministers Goreckis hervor, nach der Gdingen erst zusammen mit Danzig in der Lage ist, den Bedürfnissen des polnischen Außenhandels zu genügen. Danzig habe große Bedeutung für Polen und müsse seine Existenzgrundlage in einer Einstellung auf die polnischen Bedürfnisse suchen. Anscheinend nicht ohne Absicht hebt der Minister in diesem Zusammenhange hervor, daß Polen bei seinen Bemühungen, in Danzig die für die Entwicklung des polnischen Außenhandels erforderlichen Verhältnisse zu schaffen, darauf achten werde, daß die Verhältnisse in Danzig in normale Bahnen gelenkt werden und für alle Benutzer des Danziger Hafens völlig gleiche Bedingungen geschaffen werden. Bei diesen Erklärungen ließ sich Minister Gorecki augenscheinlich von denselben Erwägungen leiten, die uns in diesen Spalten dazu bestimmten, schon öfters ähnliche Gedankengänge zu vertreten. Diese Erwägungen dürften dahin gehen, daß es für einen Hafen- und Handelsplatz doppelt notwendig ist, innenpolitisch Verhältnisse zu schaffen, durch die der Wirtschaft volle Entfaltungsmöglichkeiten gewährt und jede Verabscheuung Einzelner vermieden wird. Wir denken da z. B. an die Judenfrage. Es ist ein für Danzigs Politik nicht erfreuliches Zeichen, daß in dieser Richtung der warnenden Stimme der Opposition kein genügendes Gehör geschenkt wurde, so daß ein polnischer Minister gezwungen ist, besondere Mahnungen zu erheben; es ist beinahe peinlich, daß es mehr im Interesse Danzigs selbst liegt, diesen Mahnungen nachzukommen als im Interesse Polens, diesen Forderungen in Danzig Geltung zu verschaffen.

Der Schiffsverkehr in Gdingener Hafen

Vom 31. Januar bis 31. Januar

Eingang: Dän. MS. „Amerika“ (60) mit Kohle aus Hull, Dampfer „Hela“ (1) mit Stückgut aus Kopenhagen, Dampfer „Hel

Unterhaltung
Beilage der Danziger Volksstimme

Das Tor der hundert Sorgen

Von Rudyard Kipling gestorben am 17. Januar 1936

Rudyard Kipling gehörte zu den meistgelesenen und bekanntesten Vertretern der modernen englischen Literatur. Niemand hat wie er es verstanden, die indische Welt dem Europäer nahezubringen. Seine bekanntesten Bücher sind: „Das Dschungelbuch", „Kim", „Wie das Licht erlosch".

Diese Geschichte ist nicht von mir. Mein Freund, der Mischling Gabral Misquitta, erzählte sie mir sechs Wochen vor seinem Tode zwischen Monduntergang und Morgendämmerung, und ich schrieb nur nieder, was er erzählte:

„Zwischen dem Gully des Kupferschmiedes und dem Viertel der Pfeifenrohrhändler lag das Tor der hundert Sorgen. Es ist von der Wazir-Khan-Moschee etwa hundert Yard entfernt, aber wir nannten es nur das Tor der hundert Träume. Aber es war eigentlich gar kein Tor, sondern ein ziemlich großes Haus. Es war vor fünf Jahren im Besitz des alten Fung-Tschenk, der aus Kalkutta eingewandert war. Er hatte, wie es hieß, dort im Rausche seine Frau ermordet, aus diesem Grund Haus und Werkstatt verkauft und sich ganz dem Opium ergeben. Und so war er, flüchtend vor der Blutrache der Verwandten und der Todesdrohung der Gesetze des weißen Sahibs, nach Howlih gezogen, hatte hier das Tor der hundert Sorgen eröffnet, ein Haus, in dem man in Ruhe und Frieden seine Pfeife rauchen konnte. Es war keine dunkle, heiße Spelunke, wie man sie überall findet, nein, es war ein „pukka", ein angesehenes Opiumhaus, denn der Alte verstand sein Geschäft außerordentlich und war für einen Chinesen auffallend rein. Er war ein einäugiges Kerlchen, kaum fünf Fuß hoch; trotzdem beide Mittelfinger fehlten, rollte er die schwarzen Pillen geschickter als jeder andere. Das Rauchen schien bei ihm keine üblen Folgen zu haben, trotzdem er Tag und Nacht ungeheure Portionen verbrauchte. Ich hatte fünf Jahre tüchtig Opiumrauch geschluckt und konnte es, was die Ration betrifft, mit jedem aufnehmen, aber gegen Fung-Tschenk war ich ein reiner Neuling. Er war wie ein Teufel auf Geld erpicht, sollte auch, als er starb und nach China zurückgebracht wurde, seinem hallunkischen Neffen eine große Summe zurückgelassen haben. So eine runde Million Dollar und das Tor der hundert Sorgen.

Das große obere Zimmer war nur für seine besten Kunden bestimmt, er hielt es sauber wie ein Putzkästchen. In einer Ecke stand der Hausgötze — er war fast so häßlich wie Fung-Tschenk selbst — und unter seiner Nase brannten immer aromatische Reiser; waren die Pfeifen aber recht im Gange, so roch man das Holz nicht. Gegenüber dem Götzen stand Fung-Tschenks Sarg. Er hatte dafür einen großen Teil seiner Ersparnisse ausgegeben, und jedem neuen Gaste wurde der Sarg vorgestellt. Er war schwarz lackiert und mit roten und goldenen Sprüchen beschrieben; Fung-Tschenk sollte ihn aus China herübergebracht haben, doch weiß ich nicht, ob dies wahr ist; ich weiß nur so viel, daß ich vom ersten Abend an meine Matte zu seinen Füßen ausbreitete. Es war ein stiller Winkel, wie Sie sich denken können, und zudem fühlte ich dort dann und wann einen Luftzug durch das Fenster kommen, das auf das Gully hinausging. Außer den Matten waren die einzigen Gegenstände des Zimmers der Sarg und der Chinesengott, der vor Alter ganz grün, blau und purpurn und wie poliert aussah.

Fung-Tschenk hat uns nie gesagt, warum er das Haus „Das Tor der hundert Sorgen" genannt hat. (Er war der einzige mir bekannte Chinese, der sich einen so schlecht klingenden Namen erdachte.) Wir suchten uns dafür selbst eine Erklärung.

Nichts gewinnt über den Weißen eine so vollständige Herrschaft wie der schwarze Rauch. Eine alte Tante hatte mir nach ihrem Tode eine Kleinigkeit — etwa sechzig Rupien feste Rente monatlich hinterlassen. Das war nicht viel. Ich entsinne mich einer Zeit — es scheint mir schon Jahrhunderte her zu sein —, in der ich monatlich meine dreihundert und noch Nebeneinnahmen hatte, als ich die große Bauholzhandlung in Bombay hatte. Aber alles ging in Opium unter. Es war mir unmöglich, einen Tag lang zu arbeiten, und wenn es mein Leben gekostet hätte. Uebrigens waren sechzig Rupien für meinen Unterhalt ausreichend. Als der alte Fung-Tschenk noch am Leben war, erhob er das Geld für mich, gab mir ungefähr die Hälfte — ich aß sehr wenig — und behielt den Rest für sich. Dafür hatte ich jederzeit freien Eintritt zum Tor und konnte dort nach Belieben rauchen oder schlafen; alles andere war mir gleichgültig. Ich weiß, der Alte zog einen hübschen Gewinn daraus, aber warum sollte er nicht. Mir war alles gleich; die Hauptsache war, daß das Geld jeden Monat regelmäßig eintraf.

Als das Tor eröffnet wurde, waren wir unserer zehn, die dort zusammenkamen: ich, zwei Babus aus einem Regierungsbüro irgendwo in Anarkulli. Aber sie wurden entlassen und hatten kein Geld mehr zum Rauchen — kein Mensch kann tägliche Arbeit mit andauerndem Opiumrauchen verbinden —, ferner ein Chinese, der Neffe Fung-Tschenks, ein Marktweib, das irgendwo einen Haufen Geld zusammengestohlen hatte; ein heruntergekommener Engländer, ein Mac Soundso, ich habe seinen Namen vergessen, der enorme Quantitäten verrauchte, aber nie zu bezahlen schien — es hieß, er hätte Fung-Tschenk in einem Prozeß in Kalkutta das Leben gerettet —, dann ein Mann aus Madras, der wie ich europäisch-asiatischer Abstammung war; ein Mischlingsweib und ein paar Männer, die, wie sie sagten, vom Norden gekommen waren. Ich denke, es müssen Perser oder Afghanen oder dergleichen gewesen sein. Jetzt leben nur noch fünf von uns, aber wir blieben regelmäßige Gäste. Was aus den Babus geworden ist, weiß ich nicht, aber das Marktweib starb nach zehn Monaten, und Fung-Tschenk nahm wahrscheinlich ihre Ohrgehänge und ihren Nasenring und behielt sie. Der Engländer trank und rauchte zuviel und starb. Einer der Perser wurde in einer Nacht bei einem Auflauf an dem großen Brunnen bei der Moschee getötet, und die Polizei sperrte den Brunnen, weil er voll giftiger Gase sein sollte, denn man hatte den Perser tot auf dem Grunde des Brunnens gefunden. So waren nun nur noch der Chinese, das Mischlingsweib, das wir Memsahib nannten, weil sie mit Fung-Tschenk lebte, mein Landsmann, ein Perser und ich übrig geblieben. Die Memsahib sah schon sehr alt aus; als sie ins Tor kam, war sie aber noch jung; wir sind eben alle so alt geworden — als ob wir Hunderte Jahre gelebt hätten. Man kann im Tor schwer die Zeit nachrechnen, aber wen kümmert die Zeit? Ich bekam regelmäßig meine sechzig Rupien monatlich, das genügte. Vor langer, langer Zeit, damals, als ich noch die Holzhandlung hatte und dreihundert Rupien den Monat bezog — die Nebeneinnahmen nicht gerechnet — hatte ich eine feine Frau, eine Dame. Sie ist jetzt tot. Die Leute sagten, sie sei gestorben, weil ich mich dem Opium ergeben hatte. Vielleicht war es so, aber es ist nun lange her. Zuerst, als ich ins Tor kam, war ich noch manchmal traurig darüber, aber das ist nun längst vorbei und abgetan; ich bezog regelmäßig meine sechzig Rupien monatlich und war vollkommen glücklich. Nicht nur im Rausche glücklich, sondern immer ruhig und still und zufrieden.

Wie ich mich daran gewöhnte. Zuerst versuchte ich es bei mir zu Hause, nur um zu sehen, wie und was es eigentlich ist. Ich trieb es nie zuweit, aber in dieser Zeit muß meine Frau gestorben sein. Dann war ich auf einmal, ich weiß nicht wie, hier und lernte Fung-Tschenk kennen. Ich weiß nicht mehr genau, wie das zuging. Aber er erzählte mir vom Tor, und ich ging hin und bin nie wieder davon losgekommen.

War man mit der dritten Pfeife fertig, so begannen die Drachen sich zu rühren und miteinander zu kämpfen; ich habe sie so manche Nacht hindurch beobachtet. Nun brauche ich schon ein Dutzend Pfeifen, um sie in Bewegung zu bringen; aber die Kissen, auf denen sie gezeichnet waren, sind jetzt schmutzig und zerrissen, und der alte Fung-Tschenk ist tot. Er starb vor ein paar Jahren und hinterließ mir die Pfeife, auf deren Behälter unterhalb des Pfeifennapfes sonderbare Tiere auf und ab kriechen. Vorher rauchte ich ein dickes Bambusrohr, das einen sehr kleinen kupfernen Napf und ein Mundstück aus grünem Nefrit hatte. Es war dicker als ein Spazierstock und rauchte sich süß, sehr süß. Der Bambus schien den Rauch aufzusaugen. Silber tut das nicht, und ich muß das Rohr dann und wann reinigen; das macht viel Mühe, aber um des alten Mannes willen rauche ich daraus.

Als er starb, übernahm sein Neffe Tsin-ling das Tor und nannte es den „Tempel zu den drei Göttern", aber wir nennen es trotzdem „Die hundert Sorgen". Der Neffe hält alles sehr schäbig, und die Memsahib muß ihm helfen. Sie lebt mit ihm, wie sie mit dem Alten gelebt hatte. Die beiden lassen allerhand gemeines Volk ein, Neger und dergleichen, und auch das Opium ist nicht mehr so gut wie früher. Auch wird das Zimmer nie gereinigt, und die Matten sind zerrissen. Der Sarg ist fort — ist nach China mit dem alten Mann zurückgebracht, und zwei Unzen Opium sind noch hineingelegt, im Fall er es unterwegs gebrauchen sollte.

Dem Götzen werden auch nicht mehr so viele Reiser unter der Nase verbrannt wie früher; das bedeutet Unglück, das ist sicher wie der Tod. Er ist auch ganz braun und niemand beachtet ihn. Daran ist die Memsahib schuld; denn als Tsin-ling einst Goldpapier vor ihm verbrannte, sagte sie, das sei Verschwendung, und der Gott würde es gar nicht merken, wenn man statt dessen Holz recht langsam verbrennen ließe. So werden denn die Hölzer tüchtig mit Leim beschmiert, daß sie eine halbe Stunde länger brennen und tüchtig stinken. Dazu kommt noch der Geruch des Zimmers. Kein Geschäft kann unter solchen Umständen gedeihen. Der Gott ist sehr unzufrieden damit, das merke ich wohl. Spät in der Nacht schillert er zuweilen in den verschiedensten Farben — blau und grün und rot — gerade wie damals, als Fung-Tschenk noch lebte, und er rollt mit den Augen und stampft mit den Füßen wie ein Teufel.

Ich weiß nicht, warum ich nicht von hier fortgehe und ruhig in einem eigenen kleinen Zimmer im Bazar rauche. Wahrscheinlich würde Tsin-ling mich morden, wenn ich wegginge — er erhebt jetzt meine sechzig Rupien — und dann bringt es auch zu viel Unruhe, und ich habe mit der Zeit das Tor liebgewonnen. Ich habe so viele kommen und gehen und so viele auf den Matten sterben gesehen, daß ich mich fürchte, draußen zu sterben. Fung-Tschenk war sehr vorsichtig mit seinen Gästen und ließ niemand ein, der durch einen ungewöhnlichen Tod oder dergleichen dem Tor Ungelegenheiten machen konnte. Sein Neffe nimmt es damit nicht genau. Er erzählt überall, daß er ein Haus „ersten Ranges" unterhält. Er bemüht sich nicht, in aller Stille Kunden zu gewinnen und es ihnen behaglich zu machen, wie Fung-Tschenk es tat. Daher wird das Tor jetzt mehr bekannt — unter den Negern natürlich. Der Neffe wagt es nicht, einen Weißen oder einen Mischling ins Haus zu locken. Uns drei — mich die Memsahib und den anderen Europäer — muß er natürlich behalten; wir sind alte Inventarstücke. Aber er würde uns nicht für eine Pfeife voll Kredit geben, nicht um alles in der Welt.

In nicht zu langer Zeit hoffe ich im Tor zu sterben. Der Perser und der Madraser sind schon furchtbar hinfällig; sie brauchen schon einen Jungen zum Anzünden der Pfeifen. Ich kann das noch selbst. Sehr wahrscheinlich werde ist sie noch hinaustragen sehen. Aber ich glaube nicht, daß ich auch die Memsahib und Tsing-ling überleben werde. Frauen haben mehr Widerstandskraft als Männer, und Tsin-ling hat das Blut des Alten in sich und wird alt werden, obschon er billiges Zeug raucht. Das Marktweib wußte zwei Tage vor ihrem Tode, daß sie hingehen würde, der Alte hatte ihr eine reine Matte und ein schön gestopftes Kissen zum Sterben gegeben und ihre Pfeife über dem Götzen aufgehängt. Ich glaube, er hat sie immer gern gehabt, aber trotzdem nahm er ihre Ringe weg.

Ich möchte wie das Marktweib sterben — auf einer reinen, kühlen Matte, eine gute Pfeife zwischen den Lippen. Wenn ich den Tod nahen fühle, werde ich Tsin-ling darum bitten; er kann dafür meine sechzig Rupien so lange erheben, wie er will. Dann werde ich mich ruhig und behaglich zurücklegen und den letzten großen Kampf zwischen den schwarzen und roten Drachen beobachten, und dann...

Was liegt daran? Mir ist alles gleich — nur wünschte ich, Tsin-ling möchte keine Glete mehr unter das Opium mischen."

Das Kind unterm Mond

/ Von Grete Massé

Eine der Troßdirnen im Heere des kaiserlichen Generals Holzapfel hatte während der Schlacht bei Zusmarshausen ein Kind geboren.

Es war eine Maiennacht, in der es zur Welt kam.

Der Frühling schickte sich an, sich aus verwüstetem Lande emporzukämpfen.

Doch schallte der Lärm der Schlacht so laut zu dem Wege hinüber, an dem das Kindlein geboren worden, daß die Süße des Frühlings darin ertrank wie ein leichter Nachen im Stromwirbel bei Sturm.

Kaum war das Kind zur Welt gekommen, ergriffen die Frauen die Flucht und nahmen die Mutter mit, denn es stand schlecht um die Schlacht. Die Weiber, kriegskundig geworden in den langen Jahren, in denen sie den kämpfenden Heeren gefolgt, spürten, daß das Kriegsglück dem Holzapfel nicht günstig war.

Sie zogen davon.

Die Räder ihrer Wagen knirschten im Sande.

Die mageren, alten, über tausend und abertausend Landstraßen gehetzten Pferde trabten dumpf dahin.

Die junge Mutter sah durch einen Spalt der Zeltstoffe, die den Wagen überspannten, empor zur Sichel des Mondes. Es schien ihr, eine weiße Jungfrau, von deren Haupt ein Silberschein strahlte, ginge mähend über das himmlische Feld. Manchmal fiel beim Mähen eine Aehre vom Rande des Horizonts und ging zur Erde nieder als ein Mondenstrahl.

Erst als die Wagen eine Weile dahingefahren durch die Nacht, merkte die junge Mutter, daß die Frauen das Kind nicht mitgenommen.

Sie begann zu weinen und forderte, man solle umkehren und das Kleine holen. Doch die Frauen zürnten. Was wolle sie, eine Troßdirne, mit einem kleinen Kinde, fragten sie.

Für sie sei es eine Last und dem Kinde wäre es besser, es erfriere auf der Landstraße, als daß es Not und Entbehrung leiden müsse im Kriege und dereinst, wie seine Mutter, eine Troßdirne würde, die bei Regen und Sturm den Heeren nachziehen müsse von Böhmen nach der Pfalz oder von Schlesien nach Westfalen.

„Kann der Krieg nicht ein Ende nehmen?" fragte die junge Mutter.

Aber eine alte Marketenderin mit einem harten Kopfe, plump gefügt, wie mit stumpfem Messer herausgeschnitten aus braunem Holze, sagte: „Nein; dreißig Jahre hat er gedauert! Nimmer wird er ein Ende nehmen, solange Sonne und Mond stehen über der Welt!"

„Dreißig Jahre hat der Krieg gedauert. Nimmer wird er ein Ende nehmen, solange Sonne und Mond sind über der Welt!" dachte auch der Soldat Hans Moecke, als die Schlacht bei Zusmarshausen zu Ende war.

Es war eine verlorene Schlacht und der General Holzapfel zog sich zurück und wollte sich unter den Soldaten nicht sehen lassen.

Hans Moecke saß auf einem umgestürzten Karren, band Streifen von Leinwand um sein verwundetes Knie und dachte: „Verlorene Schlacht! Gewonnene Schlacht! Alles nur ein Würfelspiel. Wir — die Spieler sind des Spieles müde! Doch das Spiel spielt sich weiter auch ohne uns. Es will nicht stille stehen!"

Der Hans Moecke stammte aus einer Winzerfamilie am Rhein.

Doch erinnerte er sich kaum noch des mühevollen, aber fröhlichen Weinbaues, und Landknechtslieder hatten ihn lange die Lieder vergessen lassen, die man in den Weinbergen gesungen, wenn der Wein blühte oder gekeltert wurde.

Als der Krieg den Moecke mit seinen eisernen Fangarmen an sich riß, war er kaum zwanzig Jahre gewesen.

Er hatte Schneewittchenwangen und einen braunen Lockenkopf. Jetzt aber war er fast fünfzig Jahre alt und ein wüster, grauer Bart stand stachelig um sein Gesicht.

Er hatte unter dem Mansfeld gekämpft und unter dem Tilly, unter dem Wallenstein und dem Bernhard von Weimar.

Er war diesen Fahnen gefolgt und jenen.

Er hatte die Brandfackeln angezündeter Dörfer gesehen in der Nacht und hatte öfter in die Augen der Sterbenden gesehen als in die von Frauen oder Mädchen.

Nun aber war er des Krieges satt.

Er hätte ihn niederwürgen mögen wie einst der Herakles mit bloßen Händen die Schlange niedergewürgt. Ekel und Grimm fraßen an seinem Herzen. Doch war keine Hoffnung in ihm, daß das große Feuer, das über den deutschen Landen wütete, sich endlich selbst verzehre.

Humpelnd ging der Soldat Moecke des Weges dahin.

Da hörte er seitwärts aus dem Ginster, der noch nicht blühte, das Weinen eines Kindes. Verwundert hob er in seinen mächtigen Armen das Kind der Troßdirne empor. Gerade stand der Mond, den eben noch Wolken verbargen, leuchtend über dem winzigen Geschöpf. Es öffnete die Augen, die tiefblau wie Kornblumen waren, und es sah aus, als blicke es direkt in den weißen Mond hinein.

„Was siehst du dort? Siehst du den Frieden oder den Krieg?" fragte der Soldat Moecke. „Du bist mehr unirdisch noch als irdisch. Vielleicht vermagst du die Sprache der Gestirne zu verstehen, die wir nicht mehr zu deuten vermögen!"

Der Mond ging wieder in seine Wolkenburg zurück, und das Kind, das stille geworden, begann von neuem zu weinen.

Es hatte keine Antwort gegeben.

Aber dem Soldaten Moecke war es doch, als wäre eine Antwort gekommen. — Irgend woher — vielleicht aus dem Himmel, vielleicht aus den Wurzeln der Bäume, vielleicht aus den Quellen, die tief unter der Erde rauschen.

War es ihm eben noch erschienen, als dauere der Krieg, der dreißig Jahe gedauert, noch weiter dreißig Jahre und wiederum weiter dreißig Jahre und noch dreißig Jahre, bis die Menschen des Zählens müde geworden, so deuchte es ihn nun, auch der längste Krieg trage in sich das Gesetz des Unterganges.

Hatte er nicht mit dem verlorenen Kinde unter dem Mond vielleicht ein neues Leben, eine neue Zukunft zu sich emporgehoben?

Es folgten der Schlacht bei Zusmarshausen keine Schlachten im großen Umfange mehr.

Der Krieg hatte sich gewendet und begann, sich selbst zu vernichten. An einem Oktobertag ward der westfälische Frieden geschlossen.

Am Rhein — bei dem Winzer Hans Moecke — wuchs ein Kind auf, das auf der Landstraße unter dem Mond geboren worden, als der General Holzapfel die Schlacht bei Zusmarshausen verlor.

Es wurde eine schöne, weißgesichtige Jungfrau mit blauen Augen und Haaren, hell wie der Mond, zart und anschmiegsam wie die Rehe, fröhlich wie rheinisches Lied, würzig und heiter wie rheinischer Wein.

Wind oder Stille / Von Mildred Cram

Die „Anna Beebe" war breithüftig wie ein Waschweib und schwer zu steuern — aber mir erschien das Schiff wundervoll, prächtig, einzigartig, denn ich war kaum zwanzig Jahre alt und war erster Maat auf unserem Segelboot.

McIntosh, der zweite Maat, war ein düsteres Subjekt, unsagbar schmutzig, mit spärlichem fetten Haar, und ich haßte ihn. Er war viel älter als ich, er hätte mein Vater sein können, und wann immer er an mir vorbeikam, schien sein spöttischer Blick zu sagen: „Du bist smart, mein Junge, verdammt smart! Aber warte nur, Bürschchen, bis du erlebst, was ich erlebt habe!" Und er durchbohrte den wolkenlosen Himmel und die glatte See mit seinen Blicken nach einem Unglücksvorzeichen, als wünschte er eine Katastrophe herbei, um angesichts der Gefahr mein Selbstvertrauen und meinen Jugendmut zuschanden werden zu sehen. „Ein Wetter wie dieses kann nicht anhalten", sagte er. „Merken Sie sich meine Worte! Wir kommen nicht nach Falmouth!"

Seine Stimmung hätte sich vielleicht der ganzen Mannschaft mitgeteilt, wäre nicht jeder einzelne Tag in so wolkenloser Klarheit erstanden. Die „Anna Beebe" glitt auf dem durchsichtigen Wasser wie über einen Spiegel dahin.

Der Kapitän kam selten aus seiner Kabine. Was er den ganzen Tag dort machte, schien mir ein Rätsel. Ich war noch sehr jung und zu unschuldig, um es zu erraten. Er trank natürlich, und war tagaus und ein so voll mit Rum wie nur je ein Seemann.

Unsere Mannschaft bestand aus zehn Leuten und einem Jungen, und ich hatte zum erstenmal das Kommando, und war stolz und glücklich und genoß das Gefühl meiner Autorität in vollen Zügen. Wir waren nicht mehr sehr weit von der Heimat entfernt, und ein gesunder Wind blies die Segel auf und trieb uns stetig vorwärts, dem Ziele entgegen.

„Das kann nicht ewig anhalten", sagte McIntosh düster.

„Gewiß nicht, wenn Sie so unken!" sagte ich wütend.

„Na, Mr. Pollard, es gibt noch etwas!"

„Was soll es denn geben, zum Kuckuck?"

„Wind oder Stille, Mr. Pollard", antwortete er mit hämischem Lächeln.

Ich drehte mich wütend um und kehrte ihm den Rücken.

In der Nacht begann es. Wir waren gerade bei der Abendmahlzeit. Der Kapitän war so schlaftrunken, daß er jeden Augenblick einzunicken schien. Die Bewegung des Schiffes war so gleichmäßig wie das Ticken einer Uhr. Plötzlich — ein Schreck durchfuhr uns — gab es einen Ruck, als hätte eine Hand nach dem Schiff gefaßt und es zurückgestoßen. Wir blickten einander voll Entsetzen an. Im nächsten Augenblick gab es einen Krach, als stürze der Himmel über uns ein — ich dachte nicht gleich an das Hauptsegel. McIntosh rannte zugleich mit mir auf Deck, während der Kapitän und der Steward einander in hilfloser Erstarrung anblickten. Die „Anna Beebe" lag regungslos auf der dunklen See, unter einem undurchdringlichen Himmel. Ihre Segel, die ihr Flügel verliehen hatten, hingen schlaff und reglos herab, wie Lumpen. Die Schiffsmannschaft stand da und starrte wortlos auf den Hauptmast.

Ich kann es nicht sagen, wie seltsam und bedrückend diese Stille war und das bewegungslose Schiff. Nie hatte ich derartiges erlebt, und ein Gedanke zuckte in mir auf: „McIntosh hat uns verhext!" Natürlich lachte ich im nächsten Moment darüber. Aber schon stand der zweite Maat mit hämischem Lächeln neben mir: „Was habe ich gesagt, Mr. Pollard? Wind oder Stille."

Ich schlief schlecht in der Nacht. Es war heiß, die Luft war stickig. Schließlich ging ich auf Deck. Das Morgenrot übergoß das Schiff mit Flammen und färbte die Segel rot wie Blut. Ich werde den Anblick nie vergessen. Die Mannschaft lag noch schlafend auf Deck. Die Sonne erschien, in rötliche Nebel gehüllt, und mit einem Male wurde die See schwarz und ölig.

Es gab keinen Wind, und es war heißer als in der Hölle.

Tag aus, Tag ein lag das Schiff still. „Heute werden wir Wind bekommen", sagte ich jeden Morgen. Vielleicht hielt mein Optimismus die Mannschaft aufrecht, denn wie sonst wäre es zu erklären gewesen, daß sie mir trotz der lastenden Stille wortlos gehorchten. Ich hielt die Autorität aufrecht. Diese ausgemergelten, fieberigen, unterernährten, halbnackten Leute wischten das Deck auf wie immer, putzten die Messingknöpfe, rollten die Seile auf und wieder ab. Ich erfand Beschäftigung für sie, trotzdem es nichts zu tun gab. Alles war besser als diese hoffnungslose Untätigkeit, zu der wir verdammt waren. So oft ich McIntosh begegnete, blickte er mich spöttisch an. Aber da dies nicht verfing, suchte er sich ein schwächeres Opfer für seine Spottlust aus. Er begann um die Kombüse herumzuschleichen, wo der junge Koch am Ofen stand, halbtot vor Hitze. „Dir ist heiß, was?" sagte McIntosh. „Du machst mich krank mit deinem Gepantsche, du Unglücksrabe, du bist ein Schandfleck für das ganze Schiff!" Der Koch drückte sich möglichst weit von McIntosh fort, sah ihn mit seinen blaßblauen Augen flehend an, und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. „Jämmerlich", wandte sich McIntosh an die anderen, „was der da zusammenpantscht! Der Magen dreht sich mir um!"

„Lassen Sie den Koch in Ruhe, McIntosh!" rief ich scharf.

„Ach, es ist nur ein Witz, Mr. Pollard. Der Koch und ich sind sehr gute Freunde, nicht wahr?"

Ich bezweifelte das. Der blasse, stille Joseph zitterte, sobald er den zweiten Maat erblickte. Einmal brachte ihm McIntosh, er werde sich beim Kapitän über das Essen beklagen. Der Koch drückte sich ängstlich an den Herd, wenn McIntosh erschien, daß ich fürchtete, er würde verbrennen. Er tat mir leid, und so oft ich konnte, rief ich McIntosh zu.

Das Wasser, das wir tranken, schmeckte faul und widerlich. Der Schiffsjunge erkrankte an einem üblen Fieber. Ich ging zum Kapitän um Medizin und durchstöberte alle Laden, aber ich fand kein Chinin.

„Merken Sie sich meine Worte", sagte McIntosh eines Tages zu mir, „ehe es kein Blut gibt, wird es keinen Wind geben! Nichts kann uns befreien, als menschliches Blut!"

„Behalten Sie Ihre Ansichten gefälligst bei sich", brüllte ich ihn an. „Wenn Sie etwas derartiges zur Mannschaft sagen, so setzt es was!"

„Ich, Mr. Pollard, es war nur ein Witz! Wir verstehen uns doch?"

Tag ein und aus kein Windhauch, nur diese entsetzliche Stille. Die Leute gehorchten mir nicht mehr mit der gleichen Bereitwilligkeit. Ich hörte Murren und Widerspruch, und Furcht ergriff mich, wenn ich ihre feindseligen Augen auf mich gerichtet sah, als erwarteten sie von mir eine Erlösung aus dieser verdammten Lage. Ich wurde so überreizt, daß ich jedesmal zusammenzuckte, wenn McIntosh hinter mir auftauchte. „Nervös, Mr. Pollard?" sagte er höhnisch. „Geben Sie den Leuten Rum, die wollen auch ein Pfläsier haben!"

„Wissen Sie, daß es Skorbut gibt?"

„Skorbut? Sie können die Leute nicht halten, wenn sie mal anfangen! Und wenn sie sich herumschlagen, gibt es Blut! Und wenn es Blut gibt, gibt es Wind!"

Ich blickte ihn verächtlich an und kehrte ihm den Rücken.

In der Nacht gab es einen neuen Fieberkranken. Ich mußte den Leuten erklären, daß der Kapitän keine Medizin habe. Dieser Narr kam mitten in meiner Rede halbnackt und aufgeknöpft auf Deck, eine leere Flasche über dem Kopf schwingend. Die Leute sahen ihn an und lachten. Einer von der Mannschaft rief: „Wenn keine Medizin da ist, so gib uns Rum! Rum ist auch gut!"

Ich dachte, ich sei verloren, aber ich sagte kalt: „Leute, Ihr könnt in die Kabine einbrechen und euch nehmen, was ihr wollt. Aber dann ist es aus mit euch — und keiner von euch kommt nach Hause!"

Sie starrten einander an, und dann blickten sie verlegen zu Boden. Ich schob den Kapitän in seine Kabine hinunter und schloß ihn ein.

Als ich wieder an Deck kam, lagen die Leute halbnackt herum und starrten mich mit fiebrigen Augen fragend an.

McIntosh reizte schon wieder den Koch, aber ich war zu erschöpft, um ihn wegzurufen. Ich ging in die Kampanje und sah, daß er mir nachkroch und sich an die Reeling lehnte. Mit einem selbstzufriedenen und mallitiösen Lächeln starrte er den schmutzig-braunen, undurchdringlichen Himmel an.

Der Koch war McIntosh gefolgt, ohne von ihm bemerkt zu werden. Er hielt ein Brotmesser in der Hand, das er halb in der Schürze versteckte. Was hatte er vor? Er wollte doch nicht gar —? Dieser ängstliche, kleine, weiße Koch —? Wie paralysiert saß ich da, wie der Theaterzuschauer auf der Galerie, und rührte mich nicht. „McIntosh, der Mann hat ein Messer!" hätte ich schreien wollen, aber die Stimme blieb mir in der Kehle stecken. Fasziniert blickte ich auf das Schauspiel nieder, dessen tragischer Held McIntosh plötzlich geworden war. Der kleine Koch war mit einem Satz auf ihn losgesprungen und hatte ihm wortlos sein Messer in den Leib gerannt. Lautlos schwankte McIntosh. Er blickte mir mit dem Ausdruck allertiefster Weisheit in die Augen, dann brach er in die Knie und stürzte nach vorne. Eine Blutlache bildete sich um ihn. Ich kletterte eilends die Leiter hinunter — aber sofort machte ich wieder Halt. Ein seltsamer Laut, ein gespenstischer, schwacher, mysteriöser Laut wie das Klingen chinesischer Flöten berührte mein Ohr — Verrückt? Nein. Es war Wind in den Rahen. Ich blieb wie verzaubert stehen und lauschte. Ich fühlte, wie die „Anna Beebe" erbebte. Die Mütze wurde mir vom Kopf gerissen, es gab mir einen Ruck, das Wasser schäumte auf, und die „Anna Beebe" riß sich los, als hätte sie plötzlich Flügel bekommen: Wind! Wir glitten lautlos dahin, und ich lachte vor Glück!

McIntosh wurde als „auf See verloren" gemeldet. Es war ein stillschweigender Beschluß.

Was aus dem kleinen Koch geworden ist, der einen Augenblick lang Schicksal gespielt hatte, weiß ich nicht. Als er das Schiff verließ, hatten seine Augen einen erstaunten, unsicheren Blick. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Die Dame mit den Tausendfrankscheinen

Von Gösta Segercrantz

In der Rue Rivoli in Paris lag unter den Arkaden der blitzende Laden des berühmten Juweliers Volterra. Wenn man eintrat, entdeckte man, daß alles — Möbel, Tapeten, Teppiche, Glaskästen — in einem warmen blauvioletten Ton mit grau als Hintergrund gehalten war. Die Auslage war neu für den Tag — nur schwarze und weiße Steine, aber was für Steine! — Onyx mit Brillanten, die allerletzte Mode.

Mr. Volterra, der distinguierte Inhaber, zog den Frühjahrspaletot an, um zum Lunch zu gehen. Die Uhr hatte eben ½2 geschlagen.

„Ich gehe jetzt, Gaston", sagte er zu seinem Neffen und dachte mit einem kleinen gastronomischen Frendenseufzer an die Muscheln in Burgunder, mit denen er sich stärken wollte. „Au revoir. Ich nehme an, daß du gut eine Weile allein in dem Laden bleiben kannst; Mr. Varin und die anderen Verkäufer kommen ja in einer halben Stunde — solange kannst du wohl mit deinem Frühstück warten. Aber paß gut auf, wenn Kunden kommen, lege nicht mehr als eine Sache zur Zeit vor — du hast wohl deinen Revolver zur Hand?"

„Certainement, lieber Onkel", erwiderte Gaston, ein pomadisierter Jüngling mit etwas unreinem Teint, „ich werde den Laden ganz zu deiner Zufriedenheit hüten."

Mr. Volterra nickte und ging.

Gaston zündete sich eine Zigarette an, spazierte ein paarmal auf dem weichen grauen Teppich hin und her, worauf er sich, die Hände in den Hosentaschen, hinter die große Spiegelscheibe stellte und das Leben auf dem Boulevard zu studieren anfing.

Es war das herrlichste Frühlingswetter. Man war schon Mitte April, die Kastanien in den Tuilerien hatten ihre hellgrünen Fächer ausgebreitet, die Blumenrabatten dufteten in prunkenden Farben, die Fontänen spielten, und die funkelneuen Tailor-mades der jungen Damen hatten noch nie so guten Schnitt gehabt.

All das stellte der junge Mann fest, als er hinter dem Fenster im Juwelierladen seines Onkels stand. Gaston war neulich erst sein innigster Wunsch erfüllt worden: von Lyon, wo er in der Filiale seines Onkels angestellt gewesen, war er jetzt endlich zum Hauptgeschäft in der Metropole der Freuden und Genüsse aufgerückt.

Von den Passanten, die in nie versiegendem Strom unter den Arkaden der Straße vorbeizogen, blieben viele vor dem Schaufenster bewundernd stehen. Englische Misses mit dem Baedeker in der Hand — mager wie die Heuschrecken, eckig und mit ungeheuer großen, flachen Schuhen. Diese würdigte Gaston keines Blickes. Dagegen betrachtete er lange und mit Vergnügen die jungen Midinettes, die in Gruppen zu zweien und dreien schnatternd und kichernd, Arm in Arm, einige Sekunden lang vor dem Laden stehen blieben. Wenn sie Gastons flirtende Blicke bemerkten, wurden sie noch vergnügter; sie warfen ihm neckisch Kußhände zu, und wenn er verlegen die Augen senkte, machten sie ihm eine lange Nase.

„Oh, diese Pariserinnen", dachte Gaston, „ich hasse sie, und ich liebe sie. Es ist übrigens Zeit, daß ich mir eine Freundin anschaffe."

In diesem Augenblick kam eine junge Dame in hellem Kostüm mit Blaufuchs-Boa, die sie der Wärme wegen am Arm hängen hatte. Sie blieb stehen und besah sich lange Zeit die ausgestellten Juwelen. Gaston konnte seine Blicke nicht von ihr abwenden — gütiger Gott, welch bezaubernde Erscheinung! Was für Augen, strahlend blau und glänzender als irgendein Saphir seines Onkels, ein schelmisches Grübchen in der Wange, Haar mit ungeheuren schwarzen Seidenreflexen und einem Mund — Gott, was für einem Mund . . .

Der kleine Finger [illegible] in den Laden.

Gaston fühlte, daß er rot wurde. — „Madame wünscht", sagte er, sich verneigend und bemühte seine trockenen Lippen mit der Zungenspitze.

„Ich möchte ein paar Ringe ansehen, die Sie ausgestellt haben", antwortete die Schöne mit ausländischem Akzent — „eine originelle Idee", dachte sie sofort und sah lächelnd ihren Handschuh aus.

„Treten Sie näher, Madame", Gaston verbeugte sich, „zu welchem Preis, wenn ich fragen darf?"

„Der Preis spielt keine Rolle — die Hauptsache ist, daß Sie etwas haben, was mir gefällt."

Der Neffe Mr. Volterras fand, daß er noch nie eine so bezaubernde Hand gesehen habe, und nahm aus dem Glaskasten einige Etuis heraus. Er öffnete sie und legte drei Ringe auf ein kleines schwarzes Samtkissen.

„Voilà, Madame", sagte er, „hier ist ein Ring zu 2000 und hier rechts kostet 3500."

„Und der da?" fragte die Schöne und blickte auf den Ring mit dem größten Brillanten.

„Der ist der teuerste, der kostet 27 000 Franken." Gastons Ton war feierlich, Madame streckte ihren kleinen Finger aus.

„Er ist sehr schön", sagte sie. „Wollen Sie ihn mir, bitte, anprobieren." Mit einem kleinen Zittern faßte er ihre Hand, sie war weicher und weißer als die eines Engels. Tastend brachte er den 27 000-Franc-Ring an ihren kleinen Finger.

„Sehr schön", erklärte sie und wandte lächelnd und gnädig ihre Hand, so daß die Sonnenstrahlen ein ganzes Feuerwerk in dem blitzenden Brillanten entzündeten. „Ich behalte ihn gleich."

In diesem Augenblick durchfuhr ein entsetzlicher Verdacht Gastons Seele. „Gott, wenn sie eine Diebin ist", durchzuckte es ihn. „Wenn sie hinausstürzt — auf die Straße, ohne zu bezahlen — was soll ich dann tun? Soll ich sie mit dem Revolver niederschießen?"

Im nächsten Augenblick aber schämte sich der junge Mann bis in seine Haarwurzeln. Madame öffnete ihre elegante Tasche, aus der sie nonchalant einen großen Haufen Tausendfrankscheine herauszog.

„Es waren doch 27 000", sagte sie und breitete laut zählend den einen Schein nach dem anderen vor ihm aus. „Bitte sehr, wollen Sie nachsehen, ob es stimmt."

Gaston beugte sich bis zu dem Samtkissen, nahm das Geld an sich und . . .

Da geschah etwas Unerwartetes!

Mit rasender Geschwindigkeit fuhr ein Auto vor dem Laden. Es hielt, zwei glattrasierte kräftige Herren sprangen heraus, rissen die Tür auf und fegten wie ein Orkan in das Juweliergeschäft herein. Sie stürzten sich zu der jungen Dame hin und packten sie brutal an den Schultern.

„Das war wirklich Zeit", rief der eine Herr, „wieviel hat sie Ihnen gestohlen?" — „Gestohlen?" stammelte Gaston schreckensbleich.

„Ja gewiß" — zwei Polizeischilde blinkten — „wie Sie sehen, sind wir Kriminalbeamte — und diese Dame hier ist eine bekannte Abenteurin, der wir jetzt endlich auf die Spur gekommen sind. Mademoiselle Morlaneux, das haben Sie nicht gedacht?!" Er schüttelte sie unsanft.

„Wie können Sie es wagen", sagte Madame keuchend vor Wut. „Wie können Sie es wagen, mich, Komtesse Sasprudent, des Diebstahls zu bezichtigen. Habe ich nicht bezahlt . . ."

„Hahaha!" Staben die Detektive in schallendes Gelächter aus, „jaha, gewiß, eine saubere Bezahlung — wissen Sie, Monsieur" — er wandte sich an Gaston, „wissen Sie, daß diese professionelle Hochstaplerin viele Eisen im Feuer hat — manchmal tritt sie auch als Falschmünzerin auf oder vielmehr als Vertreiberin falscher Scheine. Ich sehe, daß Sie einen großen Haufen in der Hand haben, Monsieur, das ist wohl das Geld, mit dem sie bezahlt hat?"

„Ja, gewiß, mit diesen 27 000 Franken hat sie bezahlt", sagte Gaston totenbleich. „Sie kaufte den Ring da, den sie am kleinen Finger trägt .... sind die Scheine wirklich falsch?"

„Ja, darauf können Sie sich verlassen", sagten die beiden Herren. „Sehen Sie", der eine zog ein Papier heraus, „wir haben glücklicherweise die Nummern der Scheine aufgeschrieben. Nr. 254 986 — stimmt genau, die Nummer finden Sie auf diesem Schein — und Nr. 11 749 — steht auf diesem Schein — Schweig, Frauenzimmer" (zu Madame, die wieder außer sich geraten war). „Wenn du dich nicht ruhig hältst, kriegst du die Handschellen zu spüren!" Er wandte sich wieder an Gaston. „Ja, da wären Sie schön hereingefallen, Monsieur, wenn wir nicht gerade zur rechten Zeit gekommen wären — wollen Sie jetzt bitte mit als Zeuge auf die Polizeiwache kommen . . ."

„Leider", sagte der junge Mann, „leider kann ich jetzt nicht mitkommen, ich bin allein im Geschäft — aber in einer Viertelstunde . . ."

„Na, das tut nichts, dann also in einer Viertelstunde — wir sehen uns in der Polizeiwache der Rue Cambon. Bitte jetzt keine Ausflüchte, Madame, ins Auto mit dir, du Spitzbübin! Die 27 Scheine, Monsieur, müssen wir natürlich im Namen der Republik beschlagnahmen . . ." Sie öffneten die Tür und schoben die lautlos schluchzende Schönheit auf die Straße. Gleich darauf sausten sie alle drei im Auto davon.

Gaston stand sprachlos im granvioletten Laden. Eine Viertelstunde später traten die übrigen Verkäufer ein und erfuhren die erschütternde Begebenheit von dem nicht weniger erschütterten Neffen Mr. Volterras.

Als Juwelier Volterra in Gesellschaft des jungen Gaston an demselben Nachmittag von der Polizeiwache der Rue Cambon kam, machten die beiden Herren sehr lange Gesichter. Die beiden Detektive erwiesen sich natürlich als ebenso falsch, wie die Tausendfrankscheine der Madame echt gewesen waren.

Echt war indessen auch der schöne Onyxring mit dem strahlenden Brillanten, den die Banditen mitgenommen hatten, und nicht weniger echt der heilige Zorn, um nicht zu sagen die Wut, der Monsieur Volterra gegenüber seinem neuen Schwiegersohn freien Lauf ließ.

Und echt war außerdem der Kummer des jungen Gaston und seine Verzweiflung, als er schon am selben Abend eine Rückfahrkarte nach Lyon bekam.

Humor

Immer Sänger. Ein Gesangverein befindet sich auf einer Auslandreise. Beim Passieren der Grenze wird ein gewaltiger Sachse vom Posten mit dem Karabiner gestellt: „Paß?" — Antwort: „Nee, Denor."

Tröstlich. „Ja, Herr Doktor, ich fühle mich schon ganz gut, nur das Atmen macht mir noch Beschwerden." — „Na, wir wollen sehen, vielleicht ist da bald auch ein Ende damit."

Verunglücktes Kompliment. „Finden Sie nicht, daß ich in der letzten Zeit furchtbar gealtert bin?" — „Aber nur äußerlich!"

Der langweilige Besucher fragte: „Kann denn Ihr Hund irgendwelche Kunststücke?" — „Gewiß", sagte die Dame des Hauses, „wenn Sie dreimal pfeifen, bringt er Ihren Hut!"

Lätitia Bonaparte

Zu ihrem 100. Todestag

Von Hermann Wendel

Der Aufstieg Napoleons ist gewiß danach angetan, dem Betrachter den Atem zu verschlagen. Vom kleinen Artillerieleutnant ohne Ahnen, ohne Geld, ohne Verbindungen in kaum mehr als einem kurzen Jahrzehnt Kaiser der Franzosen und Gebieter Europas — dann schoß je ein ähnlicher Meteor am historischen Himmel auf! Immerhin, Napoleon war ein Genie; die Brosamen, die vom Tisch seines Geistes fielen, reichten aus, ein Dutzend Durchschnittsdiktatoren üppig zu nähren. Seiner Mutter Lätitia Schicksal aber erscheint weit erstaunlicher, weil in ihrem Wesen nichts Außergewöhnliches lag. Bestimmt war sie, eines gleichgültigen korsischen Advokaten gebärtüchtige und häusliche Frau zu sein und zu bleiben, und was erlebte sie? In den Jahren, da der Stern der Bonaparte am höchsten stand, war ihr viertes Kind, Napoleon, der Herr des Erdenrundes, aber auch sonst hatte die Frucht ihres Leibes es zu etwas gebracht: von ihren Söhnen war einer König von Spanien, ein zweiter König von Holland, ein dritter König von Westfalen, von ihren Töchtern jene Königin von Neapel, diese Großherzogin von Toscana, eine andere Herzogin von Guastalla, und ihre Schwiegertochter, die Habsburgerin Marie-Louise, rühmte sich, die Enkelin vieler deutscher Kaiser zu sein! Mit Recht trägt das Grabmal Lätitias in Ajaccio, wohin die Reste der am 2 Februar 1836 zu Rom Gestorbenen 1850 überführt wurden, die Inschrift: Mater Regum, Mutter von Königen.

Als Napoleon, zum Oberbefehl der Armee nach Italien abreisend, seine Mutter bei der Trennung in die Arme schloß, sagte er ihr: „Du mußt gesund bleiben und lange, lange leben, denn wenn du mir stirbst, habe ich bald keinen Menschen meiner Art mehr um mich." Er empfand, daß er mehr von ihr als von seinem leichtlebig lustigen Vater mitbekommen hatte, und namentlich gingen die korsischen Züge seines Wesens auf Lätitia zurück. Auch der Vater, Charles Bonaparte, entstammte einer seit Jahrhunderten auf Korsika ansässigen Familie, aber immer wieder brach bei ihm das leichtere, hellere, italienische Blut Toscanas durch, wo die Wiege der Vorfahren gestanden hatte. Die ihm dagegen als Fünfzehnjährige angetraut wurde, Lätitia Ramolino, hing durch ihre Mutter, eine Pietra Santa, mit dem Korsika zusammen, wo es sich am korsischsten gab. Dort war es eine wilde, unzugängliche, arme Gebirgslandschaft, in der sich, wie in Schottland, in Montenegro, in Albanien, soziale Formen und Bräuche der Urzeit gleichsam in Versteinerungen erhalten hatten, so die Sippen- oder Stammesverfassung und die Blutrache. Gastfreundlich und freiheitsstolz, drehten diese Insulaner der ganzen Bildung und Gesittung des Festlandes hochmütig den Rücken. Da Napoleon früh in französische Schulen kam, Frankreich als sein Vaterland erfaßte, die Große Revolution im Innersten erlebte und in europäischen Kategorien denken lernte, legte er eine weite Wegstrecke zwischen sich und die Begriffe und Vorstellungen seiner waldursprünglichen Heimat, seine Mutter Lätitia blieb all ihre Tage: Korsika.

Die Rolle der Frau faßte sie nie anders auf, als sie es in der Kindheit und Jugend gelernt hatte: höchstes Glück des Mädchens, unter die Haube zu kommen, höchstes Glück der Frau, dem Mann soviel Nachkommen wie möglich zu gebären und ihm unterwürfig, fast sklavisch zu dienen. So hatte sie, dreizehn Kinder in die Welt setzend, von denen acht am Leben blieben, im häuslichen Kreise gewaltet und so sah sie mit Mißtrauen und Mißbehagen, wie die beiden Schwiegertöchter, die ihr Napoleon nacheinander zuführte, nicht aus dem Holz der echten Korsin geschnitzt waren: die leichtfertig elegante Josephine und die ahnenstolz-dumme Marie-Louise — die alte Bäuerin, der Lätitia auch in der Zeit güldensten Glanzes glich, hatte wahrscheinlich beide im Verdacht, daß sie nicht einmal Ziegen zu melken und mit dem Spinnrocken umzugehen verständen; sie haßte die eine und verachtete die andere. Da die Mutter mit Napoleon in die Sphäre der Macht aufstieg, wo Weihrauch zum Alltag gehört, fand sie ihre Schmeichler und Bewunderer, die sie romantisierten, heroisierten und ihr laute und große Worte in den Mund legten. Aber ob all diese Redensarten nicht zu der sehr primitiv gebildeten Frau passen, die zur Not lesen und schreiben konnte und Französisch allezeit mit schauerlicher Betonung nur radebrechte, so erschöpft ein beglaubigter Ausspruch ihr Wesen; so oft es um sie glitzerte und klirrte, scharwenzelte und katzbuckelte, und die Dukaten nur so durchs Dach regneten, sagte sie sorgenvoll: „Wenn's nur anhält!" Von Natur zäh und geizig, legte sie denn von den Millionen, die ihr zur Führung eines kaiserlichen Hofhalts zuflossen, eine nach der anderen auf die hohe Kante — für die Tage der Not.

Vor allem aber war Lätitia die Klammer, die den Clan (Sippe) zusammenhielt. Als Napoleon wie der Vogel im Hanf saß, sorgte sie unermüdlich dafür, daß auch ihre anderen Kinder reichlich bedacht und ausgestattet wurden, und am schmerzlichsten litt ihr Familiensinn unter dem steten Zerwürfnis zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Lucien, der ihrem Herzen wohl am nächsten stand. Auch sonst gab es allerhand Ungemach in dieser verzweigten und temperamentvollen Familie. Krachs und Skandale, Mißheiraten und Scheidungen, und da sie die ganze Welt und Weltgeschichte nur aus dem Gesichtswinkel der Sippe betrachtete, hatte sie den Kopf oft voller Sorgen. Nach heftigen Szenen und Ausbrüchen fand sie ihre geistige Erholung in dem geliebten Kartenspiel. Aber auch wenn Verwandte fünften bis zwanzigsten Grades aus Korsika mit dem Hut in der Hand in Paris auftauchten, fühlte sie sich verpflichtet, sie unterzubringen, und kurze, herrische Billetts flogen dann aus ihrem Palast in die Ministerien, damit Paolo oder Pietro einen ihm zusagenden Posten erhalte. So ging es eine ganze Weile: Familie, Geldhamstern, Kartenspiel, bis der von ihr in bösen Stunden immer vorausgesehene Kladderadatsch wirklich eintrat: 1814 wurde Napoleon nach Elba, und 1815, nach dem Zwischenspiel der Hundert Tage, nach St. Helena verbannt. Im Unglück wuchs Lätitia zu wahrer Größe empor; sie benahm sich, wie es der Korsin ziemt, die sich in Kampfzeiten mit dem Mann in die Bergwälder schlägt und auf dem Rücken den Sack mit Brot und Pulver und Blei schleppt.

Nach Elba hatte sie den Gestürzten begleiten dürfen, aber St. Helena blieb ihr versperrt. In Rom ließ sie sich, von der Polizei Metternichs ständig bespitzelt, im Palazzo Falconieri nieder; immer noch war es ein fürstlicher Haushalt mit Hofdamen, Sekretärin und Lakaien in den napoleonischen Livreefarben Grün und Gold, aber doch nur mehr ein Schatten von einst. Und unablässig wurde sie von den Gedanken an den Sohn gefoltert, der auf dem öden Fels in der Atlantis langsam hinstarb. Zur Linderung seiner Leiden opferte sie mit gelassener Selbstverständlichkeit große Summen von ihrem gierig Ersparten; gewarnt, sich nicht selbst bis zur Armut zu entblößen, erwiderte sie heftig: „Dann nehme ich einen Stecken in die Hand und bettle vor den Türen: Schenkt mir was, ich bin die Mutter Napoleons!" Nicht nur bewog sie ihre Kinder, regelmäßige Zuwendungen nach St. Helena zu senden, sondern sie wandte sich auch an die Mächte, die Ueberführung des Verbannten unter einen milderen Himmelsstrich zu erreichen. Umsonst — am 22. Juli 1821 kam die Kunde, daß Napoleon am 5. Mai ausgeatmet hatte, und stumm schloß sich, brennenden Auges, die Dulderin mit ihrem Schmerz ein. Auch anderes Harte blieb ihr nicht erspart. Nach dem Tod ihrer Töchter Elisa und Pauline bereitete ihr das frühe Ende ihres Enkels, des Herzogs von Reichstadt, „Napoleons II.", auf den sie Hoffnungen für die Zukunft der Dynastie, das war: der Sippe, gesetzt hatte, viel Bitternis. Schließlich suchten Lähmung und fast völlige Erblindung die mehr als Achtzigjährige heim. Krank, verfallen, in Decken gehüllt, saß die Greisin auf der Loggia ihres Palastes und träumte ins Meere. Einst, wenn sie in Paris ausfuhr, trat die Wache ins Gewehr, rührte der Trommler die Schlägel, umjubelte die Menge die Kutsche derer, die den offiziellen Titel „Frau Mutter" führte. Und jetzt? Wahrhaftig, die Lage der geduldig den Tod Erwartenden war danach angetan, philosophische Betrachtungen zu befördern, namentlich die eine Erkenntnis, daß Macht, die nichts als Macht ist, zu den vergänglichsten Dingen dieser Erde gehört.

POLSKI FIAT IN GDINGEN

Vor wenigen Tagen wurde in Gdingen in einer der belebtesten Hauptstrassen eine neue Filiale der Polski Fiat eröffnet. Das obige Bild stellt eine Nachtaufnahme dieser Anlage dar. Die neue Filiale der Polski Fiat, die ein Verkaufsbüro, Werkstätten, ein Ersatzteile-Lager und eine Kundendienst-Station besitzt, ist mit neuzeitlichen Einrichtungen versehen und bildet ein neues Glied in der Organisation der Polski Fiat.

Aus aller Welt

Auf ruheloser Wanderschaft

Die Zeugen im Seefeldprozeß

Im Seefeldprozeß wurden am Freitag die Zeugenvernehmungen fortgesetzt. Die Zeugenaussagen beziehen sich vor allem auf Fälle, in denen Seefeld Knaben an sich gelockt und entführt hat. Im Laufe der Ermittlungen sind etwa 40 solcher Fälle festgestellt worden. Wenn diese Fälle auch nicht immer den Tatbestand der Kindesentführung oder des Sittlichkeitsverbrechens erfüllen, so geben sie doch einen wichtigen Bestandteil des Indizienbeweises hinsichtlich der Ermordung der 12 Knaben. Seefeld bestreitet die meisten Fälle nicht, wenn er auch bemüht ist, alles als harmlos hinzustellen.

Aus der Aussage eines Zeugen aus der Hagenower Gegend ging hervor, daß Seefeld Ansichtskarten von seinen Wanderungen besaß. Seefeld hatte dem Zeugen mehrere solcher Karten geschenkt, darunter Karten von Aachen, Düsseldorf, Koblenz, St. Goar, Hamburg. Diese Zeugenaussage ist insofern bemerkenswert, als im September 1929 an der Eisenbahnstrecke Aachen—Geilenkirchen die achtjährige Tochter des Bahnwärters tot aufgefunden worden ist. Die Todesursache ist niemals einwandfrei festgestellt worden. Zur Zeit der Tat ist ein alter Mann in der Nähe des Tatortes gesehen worden, dessen Beschreibung auf den Angeklagten Seefeld zutrifft. Im Februar 1930 ist aus Essen ein 6½jähriger Junge spurlos verschwunden, und ein Jahr später sind aus Marburg zwei 7 Jahre alte Knaben ebenfalls verschwunden. Bei all diesen Fällen, die übrigens nicht zur Anklage stehen, ist der Angeklagte in den betreffenden Gegenden gewesen. Es würden dann

einige jugendliche Zeugen vernommen, denen Warnungen der Eltern oder Zufälligkeiten ein ähnliches Schicksal erspart hatten.

Immer ging Seefeld auf die gleiche Weise vor, Versprechungen, Geschenke, Aufforderung zu Spaziergängen.

Sodann wurde der Grabower Gendarmeriewachtmeister Wagenknecht vernommen, der bekanntlich als erster den Verdacht und die Aufmerksamkeit der Behörden auf Seefeld lenkte. Ihm war Seefeld 1930 zum ersten Mal begegnet. Seefeld hatte damals in Grabow zwei kleine Knaben an sich gelockt und aus der Stadt herausgeführt. Nach einer aufregenden Verfolgung war es dem Zeugen gelungen, Seefeld im Walde festzunehmen. Bald darauf hatte der Gendarmeriewachtmeister erfahren, daß Seefeld in Ludwigslust ebenfalls Knaben an sich gelockt hatte. 1933 hörte er auch noch von Sittlichkeitsverbrechen, die Seefeld auf seinen Wanderungen in anderen Gegenden Mecklenburgs begangen hatte. Als dann im März 1935 der Knabenmord in Wittenberge geschah und eine Beschreibung des Täters bekannt wurde, war der Zeuge völlig davon überzeugt, daß nur Seefeld der Täter sein könnte. Er teilte dies dem Oberstaatsanwalt in Schwerin mit, der dann durch Funkspruch die Verhaftung Seefelds anordnete.

Munitionslager in die Luft geflogen

50 Tote, 100 Verletzte

Wie die TASS. aus Schanghai meldet, sollen in diesen Tagen die Munitionslager von Nendoukau in der Nähe von Peiping aus bisher unbekannten Gründen in die Luft geflogen sein. Bei der Explosion sind 50 Menschen ums Leben gekommen. Etwa 100 Personen wurden verletzt. An 250 Häuser wurden zerstört.

Nochmalige Untersuchung des Falles Hauptmann angeordnet

Gouverneur Hoffman hat am Donnerstag Wiedereröffnung der Untersuchung des Falles Hauptmann angeordnet. In einem Brief an den Leiter der Staatspolizei von New Jersey, Oberst Schwarzkopf, fordert der Gouverneur eine gründliche und unparteiische Suche nach jeder Person, die mit der Entführung des Lindbergh-Kindes irgendwie in Zusammenhang gestanden hat. In dem Schreiben wiederholt der Gouverneur seine Auffassung, daß das Verbrechen nicht von einer Einzelperson hätte ausgeführt werden können. Es liege reichliches Beweismaterial aus den Prozeßakten dafür vor, daß es sich nicht um einen, sondern um mehrere Täter handeln müsse.

40 Tote bei einem Bergwerksunglück

Das Bergwerksunglück in Jharia im Staate Bihar hat, wie aus Neu-Delhi gemeldet wird, bisher 40 Tote gefordert. Man rechnet jedoch mit weiteren Verlusten, da eine Anzahl von Bergarbeitern noch vermißt wird. Das Unglück ist auf eine schwere Explosion unter Tage zurückzuführen.

20 Neger in einem Kraftwagen verbrannt

In Scottsboro im Staate Alabama geriet ein Kraftwagen, auf dem sich 20 gefangene Neger und zwei weiße Aufseher befanden, infolge Explosion des Benzintanks in Brand. Alle 20 Neger verbrannten unter schrecklichen Qualen. Die beiden Aufseher trugen schwere Brandwunden davon.

Aus dem Osten

Arbeitslosen-Demonstration

Blutige Schlägereien — Drei Schwerverletzte — Polizei geht mit Tränengas vor

Auf dem Gelände der staatlichen Sägewerke in Kaliska bei Stargard kam es zu einer blutigen Schlägerei, wobei drei Personen schwere Verletzungen davontrugen. In der Nähe des Sägewerkes hatten sich ungefähr 100 Arbeitslose aus Kaliska und den näher gelegenen Ortschaften eingefunden, um ihrer Empörung darüber Luft zu machen, daß die Verwaltung des Sägewerkes Arbeiter aus weiter entlegenen Orten beschäftigt. Die Demonstranten stürzten sich auf die zur Zeit beschäftigten Sägewerksarbeiter, so daß der Arbeitsbetrieb auf etwa eine Stunde unterbrochen werden mußte. Auf telephonischen Anruf traf eine Polizeiabteilung ein, die 15 Personen verhaftete.

Tränengas gegen demonstrierende Arbeitslose

In Lissa (Woj. Posen) kam es zu Kundgebungen von Arbeitslosen und aus Frankreich zurückgekehrten polnischen Arbeitern. Als die Polizei die Demonstranten zerstreuen wollte, rissen diese das Straßenpflaster auf und eröffneten einen Steinhagel auf die Polizeibeamten, von denen einer verletzt wurde. Erst als die Polizei mit Tränengasbomben vorging, konnte sie die Straßen von den Demonstranten säubern.

Todesurteile bestätigt

Die vom Lycker Schwurgericht gegen den 37jährigen Paul Hahnke und den 42jährigen Viktor Formanski aus Langbrück gefällten Todesurteile wurden bei der Revisionsverhandlung vom Reichsgericht in Leipzig bestätigt. Hahnke und Formanski hatten im März vergangenen Jahres den Bauernsohn Erich Hoedtke überfallen und mit einem Hanfstrick erwürgt, um Rache an der Familie Hoedtke zu nehmen, mit der sie in erbitterter Feindschaft lebten. Sie hatten dann die Leiche des Hoedtke in der elterlichen Scheune aufgehängt, um einen Selbstmord Hoedtkes vorzutäuschen. Das Reichsgericht kam zu dem Schluß, daß die bei der Revision angeführten Beschwerdegründe gegen das Urteil nicht stichhaltig seien, sondern nach der Tatbestandsaufnahme durch das Lycker Schwurgericht ein einwandfrei vorsätzlicher und überlegter Mord nachgewiesen war.

Großes Fischsterben

Im Lonken-See bei Deutsch-Eylau wird seit einiger Zeit ein großes Fischsterben beobachtet. An den Rändern und den eisoffenen Stellen des Lonken-Sees, der mit einer schwachen Eisdecke bedeckt ist, liegen Mengen von bereits halbtoten Fischen, Plötze, Weißfische, Barse und Aale, die scheinbar vergiftet nach Luft schnappen. Der Fischpächter hat sich bereits mit den zuständigen behördlichen Stellen in Verbindung gesetzt, worauf ein Fischmeister von Deutsch-Eylau eine Untersuchung vorgenommen hat. Der Schaden ist bisher sehr beträchtlich. Ob die Seuche auch nach den benachbarten polnischen Seen, die zum Teil durch Gräben mit dem Lonker See verbunden sind, übergreifen wird, steht noch nicht fest. Die Ursache des großen Fischsterbens kann erst endgültig festgestellt werden, wenn die bakteriologische Untersuchung des Seewassers erfolgt ist.

Flugzeuge retten ein Fischerboot

Ein Fischerboot aus Tawe am Kurischen Haff wurde seit Montag vermißt. Die Wasserbaudirektion Königsberg erbat daher zwei Flugzeuge des Luftkreiskommandos und ein Großflugzeug der Lufthansa, um nach dem im Eise steckenden Fahrzeug zu suchen. In kurzer Zeit hatten die Flugzeuge das Fischerboot gefunden, dessen Besatzung sich in hilfloser Lage befand. Der Eisbrecher des Wasserbauamtes Labiau erreichte, von Flugzeugen geführt, das Fischerboot, das vollkommen vom Eise eingeschlossen war, und es gelang ihm, das Boot freizumachen und mit der Besatzung wohlbehalten nach dem Hafen Memonien zu schleppen.

Ein Verbrechen in den Bergen

Aus Warschau wird gemeldet: Der seit zwölf Tagen vermißte Warschauer Ingenieur Dylion, der eine Skitour in der Tatra bei Zakopane unternahm, ist, wie jetzt festgestellt wurde, Opfer eines Verbrechens geworden. Der aus Chorzow stammende Deserteur Glenda hat auf einem einsamen Weg den Skifahrer angehalten und ihn gezwungen, ihm den Pullover und Geld auszufolgen. Hierauf erschoß Glenda den Ingenieur mit dem Militärrevolver. Der Mörder wurde jetzt verhaftet und wird vor ein Militärgericht gestellt werden. Es droht ihm die Todesstrafe.

Zehn Personen vom tollwütigen Hund gebissen

In Wilhelmsburg bei Darkehmen wurden 10 Personen von einem kleinen, sonst ungefährlichen Hunde gebissen. Als sich jedoch bei den Aerzten immer mehr Leute meldeten, die von dem Hunde gebissen worden waren, wurde man auf den Vorgang aufmerksam, dem jeder einzeln keine größere Bedeutung beigemessen hatte. Der Hund wurde amtstierärztlich untersucht, wobei Tollwut festgestellt wurde. Die Gebissenen sind sämtlich zur Schutzimpfung nach Berlin geschickt worden.

Im Autobus zur Welt gekommen

Unweit von Adlershorst kam ein kleiner Erdenbürger in einem Autobus der Gdingen—Zoppot-Linie zur Welt. Da die junge Mutter die einzige Reisende war, fuhr der Chauffeur mit ihr zur nächsten Hebamme, die für die sofortige Ueberführung von Mutter und Kind in das Krankenhaus sorgte.

Die goldenen Schlüssel

Roman von H. L. Rumpff

15. Fortsetzung

„Wünschen?“ fragte Fritz und musterte das Innere des Wagens. Ein jüngerer Mann in herrschaftlicher Chauffeursuniform mit offenem Gesicht und gewinnender Freundlichkeit sprang heraus. „Stoff“, sagte er, „mein Kapitän, wat'n sonst?“

Aus der geöffneten Türe des leeren Viererkoupés drang eine feine Duftwolke. Fritz schnupperte. Parfüm war seine Spezialität. Als Freund vieler Zofen und mancher Gnädigen kannte er sich gewissermaßen auch von Berufs wegen in den verschiedenen Wohlgerüchen aus — diese Mischung von Herbheit und Süße, die etwas vom Aroma reifer Früchte besaß, war ihm noch nicht begegnet. „Wo kommsten du her?“ knarrte er mißtrauisch, indem er den Hebel der Shellpumpe herunterdrückte, „wohl schwarz, wat?“ Der andere lachte. „Hast du ein Auge, Mensch!“ machte er mit spöttischer Anerkennung, „ist schon aus, leider. Um zwölf Uhr fünfzig kommt meine Olle angeflogen. Direkt aus Moskau. Gott sei Dank eine Stunde Verspätung, da kann ich nochmal eben über den Wagen polieren.Ener sagte mir, bei euch ginge das am besten!“

„Wat is los? — Willst du vielleicht noch die Karre hier waschen?“ — Fritz trat dicht an den anderen heran und sah ihm scharf in die Augen: „Sag' mal, deine Kleine hat aber ein verdammt penetrantes Parfüm. Ich kenn mir dadrin aus. Da kost' een Fingerhut voll mehr als 'n Ballong Brennstoff bei Dierlamm. Kannsten du dir det leisten?“

Der Schwarzfahrer klopfte ihm schallend auf den Rücken, und Fritz bemerkte erstaunt, daß da die Handschrift nicht ganz mit der blonden Harmlosigkeit übereinstimmte. „Donnerwetter“, lachte der Fremde, „du scheinst wirklich Fachmann zu sein! — Ob ich mir das leisten kann? — Heut leider nicht mehr. Vor vierzehn Tagen noch aktiv im Tresorraum am Waterlooplatz, Mensch, aber jetzt haben mir die verdammten Penner det janze Moos ausgekratzt, vielleicht habt ihr hier hinter Kottbus auch was davon gehört!“

„Wie kann man nur mitten in der Nacht so reichlich angeben“, sagte Fritz, indem er sich schnell umdrehte und die Tür einer geräumigen Box aufstieß. „Zum Spülen mußt du schon hier reinsetzen. Unsere Leute sind auf 'ne künstliche Eisbahn auf 'm Hof morgen früh nicht eingeschnitten.“

Der andere, mit kurzem Blick auf die schwere Eisentür des geöffneten Raumes, überlegte, „daran hatt' ich momentan auch nicht gedacht“, meinte er langsam, „nee, geht tatsächlich nicht, nachher sieht der Wagen aus wie unser Frigidaire von innen. Na, lassen wir das. Ist ja sowieso duster.“ Er zahlte, und Fritz nahm grienend den Betrag in Empfang. „Angabe“, erwiderte er, kräftig auf den Boden spuckend, ich würde dir empfehlen, mit deinem herrlichen Duft hier schnell zu verduften, Männeken. Die Gegend ist nämlich noch finsterer, als du denkst, besonders für so feine Leute mit 'nem verflossenen Bankkonto.“

Der Chauffeur saß schon hinter dem Volant, ließ das Fenster herunter. „Sehr freundlich“, lachte er, „vielleicht sehen wir uns mal wieder, wenn es etwas heller ist!“ Er gab Gas, sanft glitt der Lincoln aus dem Hof. Fritz sah ihm mit gerunzelter Stirn nach. Blickte dann zu einem geöffneten Fenster des ersten Stockwerkes hinauf, wo die ganze Zeit über Herr Dierlamm im Dunklen gestanden hatte.

„Warum hältst du dich so lange auf mit dem Kerl?“ rief Dierlamm gedämpft, „wenn er spionieren wollte, warum hast du ihn nicht gemacht?“

Fritz spuckte nochmals und bewegte sich zur Ausfahrt. „Der war nicht so leicht zu machen, Meister. Hast du ihn denn nicht kommen sehen?“

„Muß verteufelt scharf gefahren sein“, antwortete Dierlamm ärgerlich, „ich war höchstens drei Minuten lang unten.“ Brummend schloß er das Fenster, während Fritz in dem Torweg, der vorhin Baugham und Spoor verschluckt hatte, Licht anknipste. Zwischen den massiven Backsteinwänden, die weder Fenster noch Türen unterbrachen, ging er bis zur Straße, mit steifgefrorenen Fingern eine Zigarette anzündend.

Der Lincoln spritzte schon weit unten und bog grade in Richtung der Strahlenkegel des Flughafens ein. Fritz ließ seine starke Taschenlaterne aufglühen und stapfte, scharf um sich spähend, durch den unberührten, gefrorenen Schnee rechts hinauf an dem Schuppen, den Phil vorhin nur undeutlich bemerkt hatte, und an der verlassenen Baustelle vorbei bis zum Ende der Zufahrt, dann zurück bis zur äußersten Ecke des Dierlammschen Anwesens, von eisigem Wind gepackt, als er den Schatz des Hauses verließ. Vor ihm lag das riesige Schneefeld fahl schimmernd in der matten Helligkeit der Nacht, tief unten durchschnitten vom rechten Winkel der Zufahrtsstraße zu Dierlamms Garage. Kein lebendes Wesen war zu erblicken, es war unmöglich, sich dem Hause zu nähern, ohne schon lange vorher bemerkt zu werden, und Dierlamm stand meistens auf Posten. Drüben am Rande der Ebene glitten winzig die Lichtkegel des Lincoln auf das erleuchtete Hafergebäude zu. Fritz starrte unschlüssig hinüber. Ob der Kerl tatsächlich dort hielt, um seine Gnädige zu erwarten, oder ob er weiterfuhr, war nicht mehr festzustellen. Merkwürdige Sache! Er schritt zurück, nochmals angestrengt die Umgebung absuchend. An Fußspuren gab es längs der beiden Grundstücke nur seine eigenen, auf dem Fahrdamm liefen mehrere mit verschiedenen Autospuren zusammen, doch war der Schnee nicht mehr frisch genug, um genaue Anschlüsse zu geben. Aergerlich stampfte er in den Hof.

Eine verdammt komische Sache, die gottserbärmlich scharf bewacht wurde.

Er drückte auf einen verborgenen Knopf in der Hauswand — sofort rollten schwere Stahltüren, oben und unten eingeschient, aus ihren Betonlagern, schoben sich lückenlos vor beide Toröffnungen, das ganze Anwesen in eine von allen Seiten gesicherte Festung verwandelnd — die Schlösser schnappten ein — sie konnten nur von Meister Dierlamms Privatsalon im ersten Stock aus auf elektrischem Wege wieder geöffnet werden.

Fritz lauschte noch einen Moment, ehe er sich wieder in die Ausfahrt begab. Alles war still. „Verrückt“, murmelte er. Wer hätte sich wohl in Dierlamms Garage einschleichen? Der Gedanke mit einer fledermausähnlichen Hexenjagerei hatte ihn tatsächlich nervös gemacht.

Er schritt bis in die Mitte des Durchgangs, bückte sich und untersuchte an einem Stein der Backsteinwand herum. Es knackte, in den Strahlungen entfernten Lichtes erkennbar, und ein rechteckiges Stück aus der Backsteinmauer herausschneidend, das langsam nach rückwärts glitt, ein Einsteigloch erübrigend, so geschickt angebracht in der Mauer der Konstruktion gefügt, daß es selbst amtlich erstellten Bildern kaum möglich gewesen wäre, ihn zu erkennen. Fritz trat in die Oeffnung hinein und schaltete mehrere Lichter an — das Verbrauchsgasrohr bei Dierlamm sachkundig aufgerichtet. Gerade mäßigen Heizes hing ihm entgegen — aber noch etwas — — Hauch einer einzigartigen Parfümnote, süß und herb zugleich! Fritz lauschte. Wollte ihn denn der verdammt aufregende Geruch gar nicht aus der Nase? Er drückte sich durch Hirein in einen schmalen Gang, der innen an der Torwand vorbei etwa bis zur Straße sich zog, dann rechtwinklig abbiegend an ihr entlang führte, in Richtung des vergessenen Bauplatzes — unsichtbarer Zwischenraum, einer Gletscherspalte vergleichbar, zwischen der doppelten Brandmauer des tagsüber selten benutzten Reparaturschuppens, der nicht für Dierlamms Kunden, sondern nur für seine Angestellten bestimmt war. Einen zweiten modernen gab es drüben, auf der linken Seite des Hofes. Dieser Gang, bei den wenigen Eingeweihten nur „Schlauch“ genannt, vierzehn Meter lang, doch keine achtzig Zentimeter breit, stand mit Haus und Schuppen nicht in Verbindung. Eventuelle, selbst hartnäckigste Nachforschungen würden dort nicht die kleinste hohle oder verdächtige Stelle ergeben haben, nicht die Spur von einer verborgenen Türe. Wer hätte sie in dem festen Gemäuer des Ausfahrttunnels vermuten sollen, zwanzig Schritt von der Straße entfernt, offen vor den Augen der Leute liegend, die täglich zu Dutzenden an ihr vorbeistreiften? — Wem sollte es einfallen, die Brandmauer zu prüfen, deren doppelte Stärke jederzeit als Vorsichtsmaßnahme des Garagenbesitzers zu erklären war, lagen doch oft an hundert Benzinfässer in dem unbenutzten Schuppen! — Uebrigens wurde der Schlauch hauptsächlich im Winter gebraucht, wenn die unberührte Schneedecke ringsum die Benutzung anderer Zuwege von selbst verbot.

Fritz zwängte sich geräuschlos durch den Schlauch, um jetzt innen denselben Weg zurückzulegen, den er eine Minute vorher außen abgegangen war, doch knapp zwei Schritte vor der zweiten rechtwinkligen Biegung, die zum Ende des Ganges leitete, vernahm er wie aus weiter Ferne Dierlamms rufende Stimme — er zögerte einen Moment, machte dann kehrt, mißmutig, auf unerklärliche Weise beunruhigt und zerstreut. Der betörende Duft mußte schuld daran sein, der ihn fatalerweise dauernd zu umschweben schien.

Fritz löschte das Licht im Schlauch und ließ die Türe zurückgleiten. Sie brauchte stets eine halbe Minute — etwas zu lang, doch war es nicht gelungen, ohne Geräuschvermehrung die Bewegung zu beschleunigen. Gewöhnlich sah Fritz gerne zu, freute sich wie ein Junge über die bombenfest gefügte Mauer und über das einfache Sesam, das er besaß, sie zu spalten und zu schließen. Jetzt aber war er nervös, und seine Verstimmung nahm dauernd zu. Noch nie war eine verdächtige Persönlichkeit auf Dierlamms Hofe erschienen, irgend etwas war nicht in Butter.

„Was is 'n los, Fritz?“ rief Dierlamm ärgerlich von oben. Fritz antwortete mit einem kräftigen Schimpfwort. „Weiß auch nicht, Meister, scheint alles in Ordnung.“

„Na ja, was sollte denn sein, Mensch? — Kannst auf deine Bude gehen, ich glaube aber, sie haben doch was mit dir vor.“ Damit schloß der Garagenbesitzer das Fenster, und Fritz ging nach nochmaligem Rundblick durch den schweigenden Hof in seine Kammer, die im alten Reparaturschuppen direkt oberhalb des Schlauches lag.

Nur drei Schritte hatten ihn von der größten Ueberraschung seines Lebens getrennt, drei Schritte, die Dierlamms Ruf verhinderte — die drei Schritte bis zur zweiten Biegung des Schlauches.

Dort, wo der Gang zu Ende war, wo der Ausgang war, den die kleinen roten Rechtecke des Mauerwerkes wie in einem kniffligen Vexierbild verbargen, stand eine Frau. Sein verfeinerter Geruchssinn hatte Fritz nicht betrogen, der kostbare Duft strömte von ihr aus, doch zeigte sie fonst nicht viel von der herben Süße des seltenen Parfüms. Sie stand da in dunklem bis obenhin zugeknöpftem Ledermantel, lässig, aber gespannt auf die gefährliche Entdeckung, ihre Hand, den silbernen Schaft eines kleinen Revolvers umklammernd, zitierte nicht — sie fühlte sich der Situation gewachsen.

Als die schon nahen Schritte sich wieder entfernten, entspannten sich ihre Züge ein wenig, und als das Licht erlosch, vertauschte sie schnell die Waffe mit einer kleinen Blendlaterne, die sie hockend zwischen die Knie klemmte, um dann aus einer winzigen flachen Goldkapsel geschickt eine Prise kristallinisch glitzernden weißen Pulvers zu sich zu nehmen. Ein längst überwundenes Laster war das, trotzdem wußte sie ab und zu die Wirkung der gefährlichen Droge richtig zu schätzen. Jetzt galt es, noch klarer, noch kühler zu sein als gewöhnlich, der schwerste Teil der Nacht stand noch bevor.

Durch einen Zufall war sie vorhin hinter das Geheimnis der schon mehrere Tage beargwöhnten Garage gelangt. Sie hatte den Lincoln fünfzig Meter vor dem Hause halten lassen, und war zu Fuß auf dem Fahrdamm bis zum zweiten Tor gelaufen, wohin der Schein des Shelltransparentes über dem ersten nicht mehr reichte. Vorsichtig um die Ecke blickend, sah sie, wie der Plymouth hastig in eine Box gebracht wurde, vernahm durch die frostklare Nachtstille das Atmen des damit beschäftigten Mannes, aber noch etwas anderes vernahm sie in allernächster Nähe, ein Geräusch wie das Schließen eines schweren Gegenstandes über Steinboden, ohne die Ursache sehen zu können. Mit schneller Entschlossenheit glitt sie vorwärts in den dunklen Torweg der Ausfahrt hinein, in der rechten Hand den Revolver, mit der linken sich an der Außenwand entlangtastend.

Plötzlich tastete sie ins Leere.

In der Annahme, eine Nische erreicht zu haben, preßte sie sich hinein, spürte zusammenzuckend eine langsame Bewegung hinter sich und erkannte im selben Moment blitzartig die Ursache des sonderbaren Geräusches: Die Rückwand der Nische glitt nach vorne, die Nische war im Begriff, sich zu schließen!

So nahe war die Frau den beiden Verfolgten gekommen, daß derselbe Rhythmus der mechanischen Bewegung beiden zugleich die Geheimtüre öffnete. Mit tiefer Genugtuung wußte sie, daß sich ihr das Geheimnis der Dierlammschen Garage enthüllt hatte. Ohne einen Atemzug lang zu zaudern, zwängte sie sich in das dunkle Loch seitwärts, im letzten Moment! — Hinter ihr schloß sich die schwere Türe mit sanftem Knistern, alles war so schnell gegangen, daß Baugham und Philipp Spoor erst in dieser Sekunde das andere Ende des Schlauches erreichten. Für die Dauer der nächsten Sekunde schaltete Baugham Licht ein, während er durch Druck auf den verborgenen Anlasser die Ausgangstüre öffnete — einen Augenblick lang nur, der Indes zur Orientierung der unbemerkt Eingedrungenen vollkommen genügte.

Das war ein altbekanntes Milieu — — niemals verlernte man, sich darin zurechtzufinden.

Mit angehaltenem Atem wartete sie, bis die Ausgangstüre sich hinter den Männern geschlossen hatte und absolute Stille eingetreten war, schritt dann leichtfüßig voran, mit ihrer Lampe sorgfältig Wände, Boden und Decke ableuchtend. Eine Biegung, ein schachtartiger Gang geradeaus, noch eine Biegung — dann stand sie am anderen Ende, wo der Ausgang war, und wo ein Mechanismus sein mußte, der ihn passierbar machte. Unverzüglich und mit eiserner Ruhe begann die Frau ihn zu suchen. Sie tastete, klopfte, drückte die Steine dieses Winkels ab, versuchte sie zu drehen oder zu verschieben — einen nach dem anderen nahm sie vor, systematisch von oben nach unten gehend, von rechts nach links, immer wieder von neuem — und immer wieder vergeblich.

18

Buddha unter dem Flugfeld

Ein Chinese in europäischer Livree mit hohen Stiefeln trat überraschend ein und forderte Philipp Spoor durch eine höfliche Verbeugung auf, ihm zu folgen. Phil zerdrückte seine Zigarette und erhob sich, um sich zur merkwürdigsten Audienz seines Lebens führen zu lassen.

Wozu anders hätte er die Wartezeit in dem schmutzigen unterstandähnlichen Raum benutzen sollen als zu dem tausendsten Versuch, sich in dem Strudel zu orientieren, der ihn bis hierher gespült hatte. Und zum tausendsten Male war er nicht über die Frage hinausgekommen, die einzige und bedenkliche Frage: Was wollen sie von mir?

(Fortsetzung folgt.)

Was der Rundfunk bringt

Programm am Sonntag, dem 2. Februar 1936:

6—8: Hafenkonzert. — 9: Evangelische Morgenfeier. — 10.40: Die Mutter mit den Kleinen. — 10.50: Wetterdienst. — 11: Unterhaltungsmusik für zwei Klaviere. — 11.50: Reichssendung vom Deutschlandsender. — 12: Musik am Mittag. — 14: Schachfunk. — 14.30: Mit der Kamera durch die winterliche Heimat. — 14.45: Klingende Kleinigkeiten. — 15.40: Gibt es hellseherische Kräfte? — 16: Nette Sachen aus Köln. — 18: Musik von Richard Kursch. — 18.25: Ernst Moritz Arndt. — 18.45: Sportfunk. — 19: Großer bunter Abend. — 21: Meisterkonzert: Max Trapp dirigiert eigene Werke. — 22: Nachrichten, Sportberichte. — 22.35—24: Nachtmusik.

Festgestaltes Vormittagsprogramm des Danziger Rundfunks (Von 6 bis 16 Uhr).

6.05: Wetterdienst. — 6.35: Frühturnen. — 8.00: Morgenandacht. — 8.30: Gymnastik für die Frau. — 9.00—12.00: Sendungen verschiedenen Inhalts (Vorträge, Musik, Landfunk usw.), dabei 10.45: Wetterdienst. — 12.00 bis etwa 14.00: Mittagskonzert. (12.30: Zeitansage, Wetterbericht, Nachrichten.) — 14.00 bis etwa 15.30: Nachrichten, Börse, Kinderfunk usw. Anschließend, bis etwa 16.00: literarische und musikalische Sendungen.

Montag, 3. Februar:

15: Heimatdienst. - 15.10: Kleine musikalische Unterhaltung. - 17.40: Landw. Vortrag. 18: Zur Unterhaltung. - 20: Wetter, Nachrichten. — 20.10: Allerhand aber plattdeutsch Leut'. Lustige Hörbilder und heitere Musik. 22: Wetter, Nachrichten, Sportberichte. — 22.20: ...und das nicht nur zur Sommerszeit (Schwimmen). — 22.35—24.00: Musik zur guten Nacht aus Breslau.

Dienstag, 4. Februar:

15: Heimatdienst. — 16.10: Ein Walzerstrauß von Strauß-Lanner. — 17.30: Kleines Lesebuch. - 17.50: Werbefunk. - 18: Musik am Feierabend. — 19.45: Danziger Staatstheater. — 20.00: Wetterdienst, Nachrichten. 20.10: „Dienstagel soll hängen“, Hörspiel. — 21: Wir bitten zum Tanz — 22: Wetter, Nachrichten, Sport. - 22.20: Politische Zeitungsschau. - 22.40: Kleine Nachtmusik. - 23.05—24: Musik aus aller Welt.

Mittwoch, 5. Februar:

16.05: Unterhaltungskonzert. — 17.50: Werbefunk. - 18: Buntes Nachmittagskonzert. - 20: Wetter, Nachrichten. - 20.15 (aus Köln): Reichssendung. - 20.45: Der Jahrmarkt von Sorotschinzi, Komische Oper von Mussorgsky. - 22.05: Wetter, Nachrichten, Sport. - 22.20: Staatsmänner: Johann Gottfried Frey. — 22.40—24.00: Tanz in der Nacht.

Donnerstag, 6. Februar:

16.20: Unterhaltungsmusik. - 17.10: Dichter der jungen Generation: Wolfgang Schwarz. - 17.30: Werbenachrichten. - 17.40: Olympia-Echo. - 18.00: Konzert. - 19.45: Der Zeitfunk berichtet. - 20: Wetterdienst, Nachrichten. - 20.10: Bunter Tanzabend. - 22.00: Wetter, Nachrichten, Sport. - 22.20: Die letzten Meldungen und Hörberichte des ersten Tages der IV. Olymp. Winterspiele 1936. - 22.40: Volkslieder. - 23—24: Tanzmusik.

Freitag, 7. Februar:

16: Heimatdienst. — 16.10: Blasmusik. — 17.35: Werbefunk. - 17.40: Olympia-Echo. - 18: Konzert. - 20: Wetter, Nachricht. - 20.10: Interessante Ecke. - 20.55 Orchesterkonzert. 22: Wetter, Nachrichten, Sport. - 22.20: Die letzten Meldungen und Hörberichte des zweiten Tages der IV. Olympischen Winterspiele 1936. - 22.40—24.00: Unterhaltungskonzert aus Stuttgart.

Sonnabend, 8. Februar:

16: Der frohe Samstag-Nachmittag. - 17.40: Olympia-Echo. - 18: Werbefunk. - 18.10: Orgelsoppermusik. - 18.35: Unterhaltungs- und Tanzmusik. — 20: Wetter Nachrichten. — 20.10: Großer bunter Abend aus dem Friedrich-Wilhelm-Schützenhaus. — 22: Wetter, Nachrichten, Sport. — 22.20: Die letzten Meldungen und Hörberichte des dritten Tages der IV. Olympischen Winterspiele 1936. 22.40—24: Tanz in der Nacht.

Europa im Aether

Hauptdarbietungen der Rundfunksender

Sonntag, den 2. Februar:

18.00 Brüssel flam.: Unterhaltungskonzert. - Prag: Deutsche Sendung und Nachrichten.

19.10 Wien: Kapelle Paul Godwin. — 19.30 Paris: Chansons. — Stockholm: Alte Tanzmusik. — 19.50 Bennmünster: Heimatabend.

20.00 Warschau: Orchesterkonzert. — 20.10 Kalundborg: Ball für Anfache; anschl. Walzer von Chopin. — 20.25 Budapest, Hungarium I und Wien: Volksmusik aus Oesterreich. — 20.30 Oslo: Chorkonzert.

21.00 Bennmünster: Nachrichten. Anschl.: An der schönen blauen Donau', unterhaltsames Hörspiel. — Brüssel franz.: Orchesterkonzert. — Stockholm: Comedian Harmonists. — Straßburg: Deutsche Nachrichten. Anschl. Chor- und Orchesterkonzert. — Warschau: Für die Polen im Ausland. Anschl. Buntes Programm. — 21.30 Budapest: Variété. — London Regional: Streichquartettkonzert. — Paris PTT.: Orchesterkonzert. — 21.45 Paris: Oper.

22.00 Stockholm: Moderne Tanzmusik. — Warschau: Operettenmusik. Wien: Nachrichten. Anschl. Klaviervortrage. — 22.05 Kalundborg: Konzert. — 22.25 Oslo: Orchester. — 23.30 Prag: Konzert.

23.20 Beromünster: Unterhaltungsmusik. — 23.45 Wien: Mitternachtskonzert.

Samstag, den 2. Februar:

18.00 Brüssel franz.: Orchesterkonzert. — Brüssel flam.: Fanfarenkonzert. — Paris: Leichte Musik. — 18.10 Riga: Volkslieder und Volkstänze. — 18.15 Oslo: Violine. — 18.25 Bukarest: Jazzkonzert. — 18.30 Droitwich: Kammermusik. — Wien: Funkorchester.

19.00 London Regional: Blaskonzert. — 19.10 Wien: Unterhaltungsmusik.

20.00 Bennmünster: Arbeiter-Knabenmusik. — Bukarest: „Die roten Rosen“, Oper. — Droitwich: Solistenkonzert. — Lahti: Orchesterkonzert. — Paris: Lieder. — Prag: Sinfonisches Konzert. — Warschau: Opernmusik. — 20.15 Kalundborg: Konzert. — 20.35 Oslo: Orchesterkonzert. — 20.40 Wien: „Das Spiel vom Rosenkranz“.

21.00 Bennmünster: Nachrichten. Anschl. Gastkonzert. — Brüssel franz.: Varieté. — Brüssel flam.: „Tosca“, Oper von Puccini. — Warschau: Heiteres Sendung aus Lemberg. — 21.15 Lahti: Boxländerkampf Finnland—Schweden. — 21.40 Kalundborg: „König und Marschall“, Oper (3. und 4. Akt).

22.00 Budapest: Jazz. — Droitwich: Unterhaltungskonzert. — 22.30 Wien: Lieder und Arien.

Kurze Welle: Bennmünster 540 — Brünn 325 — Brüssel franz. 484 Brüssel flam. 322 - Budapest 549 - Bukarest 364 - Hilversum II: 301 London Regional 342 - Paris PTT. 432 - Poste Parisien 313 - Prag 470 Riga 515 — Stockholm 426 — Straßburg 349 — Wien 507

Lange Welle: Budapest II: 834 — Droitwich 1500 — Lahti 1907 Hilversum I: 1875 - Kalundborg 1261 - Kowno 1935 - Luxemburg 1304 Moskau Komintern 1724 - Moskau III: 742 - Oslo 1154 - Paris 1648

in die inneren Verhältnisse anderer Staaten einmischen will. (Die ausländischen Journalisten in Deutschland erhalten den Wink, sie täten in den meisten Fällen besser, sich mit der Politik ihres Vaterlandes zu befassen, statt mit der deutschen.)

Solche außenpolitischen Streiflichter finden ein dankbares Publikum; in ihnen sieht es die Umwelt vereinfacht, und es fragt sich im Augenblick nicht, wieviel an fremder Wirklichkeit es erfasse, denn es ist ganz im Bilde, das man ihm entwirft. Es ist willig und lenksam und folgt dem Bedeutenden, wohin er will. Dieser läßt es sich angelegen sein, im Volk aufkommende Auslegungen der Wirklichkeit, die er für fehlerhaft hält, zurechtzurücken: „Wir sind von nichts weiter entfernt als von einer autoritären Diktatur", hat er schon zu Beginn gesagt, um allfällige Zweifel über diesen Punkt zu zerstreuen. Dr. Goebbels legt großen Nachdruck in die Anweisung, die Wirklichkeit nicht aus der „Froschperspektive" zu betrachten, nicht von den Alltagssorgen und den Butter-, Eier-, Schweinefleischverknappungen her, sondern vom Gesichtspunkt der historischen Größe und Bedeutung aus. Die Sorgen des Alltags sind vergänglich, heute drückend, morgen „unsere liebsten Erinnerungen", sie verleiten aber im Augenblick zu Ungerechtigkeiten gegen das Regime; sie zählen in einem höheren Sinne nicht.

Das sind einige Leitmotive aus einer fast zweistündigen Rede, in welcher mit Nachdruck das Primat der Außenpolitik betont wurde: erst durch die Wehrfreiheit sei wieder die Freiheit außenpolitischer Aktion zurückgewonnen worden; gegenwärtig sei in den Händeln der Welt eine starke Neutralität für Deutschland das Gegebene; im übrigen passe man sehr genau auf, und sowohl in Europa wie im Osten entgehe der deutschen Regierung nichts. „Aber Schachspieler pflegen im allgemeinen sehr schweigsam zu sein."

Große Mehrheit für Sarraut

Ergebnis der Kammerabstimmung: 361 gegen 156 Stimmen

Die Kammer setzte am Freitag von 9 Uhr bis gegen Mittag die Aussprache über die Regierungserklärung fort und vertagte sich dann um 15 Uhr. Am Vormittag kamen Redner der verschiedensten Parteien zu Wort und meldeten ihre Wünsche für die Tätigkeit der Regierung an. Zum Schluß verlas der Kammerpräsident die bisher eingebrachten Entschließungsentwürfe. Entschließungsentwürfe waren eingebracht worden 1. von dem rechtsgerichteten Abgeordneten Franklin Bouillon, 2. von einigen radikalsozialistischen Abgeordneten und 3. von Vertretern der radikalen Linken (Linke Mitte).

Der Wortlaut der ersten Entschließung stellt fest, daß die gegenwärtige Regierung als getarnte Regierung der Volksfront gegen die nationale Einigung gerichtet sei. Der zweite Entschließungsentwurf billigt die Regierungserklärung und spricht dem Kabinett das Vertrauen aus. Der dritte Entschließungsentwurf wünscht eine Innen- und Außenpolitik, wie sie unerläßlich sei, besonders für die Landwirtschaft.

In der Sitzung setzte sich Ministerpräsident Sarraut mit den vorliegenden Anfragen auseinander. Er legte vor allem die Gründe dar, die ihn zur Uebernahme der Regierungsbildung bestimmt haben. Sarraut wandte sich dann gegen das Fortbestehen der innerpolitischen Gegensätze. Als Vorbild führte er England an. Er selbst verfechte den Gedanken der Konzentration. Auf Anfragen zum Regierungsprogramm gab er die Zusicherung, daß sich das Kabinett eine Milderung der Sparverordnungen angelegen sein lasse. Außerdem werde er sich besonders der Arbeitslosen annehmen. Er und sein Kabinett würden für eine unparteiische und loyale Abwicklung der Wahlen Sorge tragen.

Die Ausführungen des Ministerpräsidenten wurden auf der Linken mit Beifall aufgenommen, während sie von der Rechten häufig unterbrochen wurden.

Zu den drei bereits genannten Entschließungsentwürfen war noch ein vierter, den der Kriegsblinde Abgeordnete Scapini einbrachte, hinzugekommen. Er verlangt u. a. die Durchführung von Wahlen im März.

196 Stimmen Mehrheit für die Regierung

Die Abstimmung erbrachte 361 Stimmen für die Regierung und 165 Stimmen gegen die Regierung. Die Regierung hat also eine Mehrheit von 196 Stimmen bekommen.

Die nächste Sitzung der Kammer ist nicht, wie ursprünglich gemeldet, auf Montag, sondern auf Dienstag nächster Woche anberaumt worden.

Am 11. Februar wird sich die Kammer mit der Ratifizierung des französisch-sowjetrussischen Abkommens befassen.

Berichterstattung Becks über Genf

beim polnischen Staatspräsidenten

Der polnische Außenminister Oberst Beck wurde am Donnerstag in Warschau vom Staatspräsidenten empfangen. Wie verlautet, hat Minister Beck dem Präsidenten in erster Linie Bericht über die Genfer Verhandlungen erstattet.

Die Führung der Truppen

Eine zurückgewiesene Rundfunkmeldung

Einer halbamtlichen Meldung des „Exchange Telegraph" zufolge ist man in offiziellen englischen Kreisen über einige antienglische Bemerkungen des römischen Rundfunks am 17. Januar äußerst ungehalten. Es handelt sich um folgende Behauptung des italienischen Rundfunks: „Während der Schlacht gegen Ras Desta erwies sich aufs neue, daß jedes abessinische Bataillon unter dem Kommando europäischer Offiziere steht, von denen die meisten Engländer sind."

Ein anderer Passus, der auf England hinweist, lautete: „Dank dieses italienischen Sieges ist auch der englische Ehrgeiz teilweise besiegt worden." Beide Behauptungen werden in englischen Kreisen als „höchst lächerlich" bezeichnet. Sie gelten als schlagendes Beispiel der italienischen Propaganda besonders im Hinblick auf den Nahen Osten und auf Aegypten.

Polnisch-französische Militärbesprechung. Wie die Polnische Telegraphen-Agentur aus London meldet, hatte General Sosnkowski, der an der Spitze der polnischen Delegation bei dem Begräbnis des englischen Königs in London war, dort eine erschöpfende anderthalbstündige Unterredung mit dem Chef des französischen Generalstabes, General Gamelin, der ebenfalls in London weilte, gehabt.

Gnadengesuche im Memelländer-Prozeß. Sämtliche noch in Haft befindliche Verurteilte des großen Memelländer-Prozesses haben am Donnerstag und Freitag aus Anlaß des bevorstehenden litauischen Unabhängigkeitstages am 6. Februar an den Staatspräsidenten Gesuche um Erlaß der Strafe auf dem Gnadenwege gerichtet. In den Eingaben wird auch unter Berufung auf den Paragraphen 2 der litauischen Verfassung um Rückgabe der vom Kriegsgericht aberkannten bürgerlichen Ehrenrechte und Aufhebung der Vermögensbeschlagnahme gebeten.

Chinesische Orden nach Deutschland. Die hohe Auszeichnung des Jadeordens am großen weißen Bande mit roter Kante wurde von der chinesischen Regierung an Reichskriegsminister Generaloberst von Blomberg, Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht, Generaloberst von Seeckt und den Wirtschaftsbeauftragten des Reichskanzlers, Keppler, als Anerkennung für ihre Verdienste um die chinesisch-deutschen Beziehungen verliehen.

Danziger Nachrichten

Rundschau auf dem Wochenmarkt

Ein Vergleich mit dem Vorjahre

Der heutige Wochenmarkt wird durch das ungünstige, gar nicht winterliche Wetter stark beeinträchtigt. Um die Waren einigermaßen gegen die Witterungseinflüsse zu schützen, müssen die Händler ihre Waren bedecken, was den Verkauf ungeheuer erschwert. Als etwas der Zeit entsprechend Billiges können Tomaten zum Preise von 80 Pf. das Pfund angesehen werden. Außerordentlich groß ist das Angebot an frischen Eiern. Die Preise hierfür sind den Vorwochen gegenüber etwas gesunken. Wenn man allerdings die heutigen Preise mit denen des Vorjahres vergleicht, muß man über die enorme Steigerung für verschiedene Waren staunen.

		1. 2. 1936	2. 1. 1935
Weißkohl	pro Pfd.	0.10	0.05
Rotkohl	„ „	0.15 - 0.20	0.08
Wirsingkohl	„ „	0.15	0.08
Wruken	„ „	0.08—0.10	0.08
Mohrrüben	pro Pfd.	0.10	0.08
Pastinak	„ „	0.10	—
Grünkohl	„ „	0.20	0.20
Rosenkohl	„ „	0.25 0.30	0.25
Spinat	„ „	0.40 - 0.50	—
Schwarzwurzeln	„ „	0.30	0.25
Sellerie	„ „	0.25	0.20
Rote Beeten	„ „	0.10	0.07
Zwiebeln	„ „	0.20	0.07
Rhabarber	„ „	0.80	0.70
Sauerkohl	„ „	0.20	2 Pfd. 0.25
Blumenkohl	pro Kopf	0,30—0,70	0.30 - 0.50
Kartoffeln 10 Pfd.	„ „	0.40	0.30
Aepfel	pro Pfd.	0,40—0,60	0.30—0.35
Eßäpfel	„ „	0.25—0.30	0.20
Kochäpfel	„ „	0.10—0.40	0.10—0.20
Apfelsinen Stück	„ „	0.10—0.15	0.10—0.20
Mandarinen Stück	„ „	0.20	5 Stk. 0.20
Zitronen Stück	„ „	1.10	0.70
Weintrauben	„ „	0,75—0,80	0.85
Wallnüsse	„ „	0.90	0.55—0.60
Gänse	„ „	0.85—0.90	0.75
Enten	„ „	0.90	0.60—0.65
Puten	„ „	—	0.70
Hühner	„ „	0,65—0,70	2.50
Perlhühner	„ „	3.50 - 3.70	0.50—0.60
Täubchen	„	1.30, 1.50, 1.65	2.10—2.30
Hasen	„	0.90	0.90—1.30
Eier pro Mandel	„ „	0.80	0.70
Schweinefleisch, Schulter	pro Pfd.	0.90	0.65
„ Schinken	„ „	0.95	0.70
„ Roulade	„ „	0.80	0,85
„ Karbon.	„ „	0.45	0.60
„ Bauchfl.	„ „	0.90	0.35
Eisbein	„ „	0.80—1.10	—
Flomen und Rückenfett	„ „	0.65—1.00	0.60—1.10
Rindfleisch	„ „	0.90—1.20	0.50—0.80
Kalbfleisch	„ „	1.80—2.30	0.60—1.10
Hammelfleisch	„ „	1.30	1,30 1,50
Aal	„ „	1.20—1.40	1.00
Schleie	„ „	1.30—1.50	1.00
Hechte	„ „	—	1.00
Karpfen	„ „	0.60—0.90	—
Lachs	„ „	0.40—0.70	0.35
Barse	„ „	1.40—1.60	—
Bressen	„ „	0.60	—
Zander	„ „	0,35—0,40	0.40
Flundern	„ „	0.25	0.40
Pomuchel	„ „	0.25	0.20
Grüne Heringe	„ „	0.40—0.45	—
Breitlinge	„ „	—	0.40
Zärten	„ „	0.25	—
Schollen	„ „	0.50	0.30
Räucherspratten	„ „	1.60	0.60
Bücklinge	„ „	—	1.20
Räucherflundern	„ „	5.00	2.40
Räucheraal	„ „		3.60
Stremellachs	„ „		

Wohnungseinbrecher ermittelt und festgenommen

In der Nacht vom 3. zum 4. November 1935 waren Einbrecher in die Wohnung des Finanzrates F., Bischofsberg wohnhaft, der mit seiner Familie besuchsweise auf dem Lande weilte, eingedrungen und hatten Schmucksachen und Bargeld im Gesamtwert von 800 Gulden erbeutet. Ein ähnlicher Einbruch war in die während der Nacht unbeaufsichtigt gebliebene Wohnung des Schlächters M. in der Scheibenrittergasse in der Nacht zum 14. Dezember 1935 verübt worden, wobei den Einbrechern für 3000 Gulden Goldschmuck und Silberzeug in die Hände gefallen waren.

Zunächst fehlte von den Einbrechern jede Spur. Anläßlich von Revisionen von Goldankaufsstellen wurde festgestellt, daß verschiedene Stücke aus diesen Diebstählen zum Kauf angeboten bzw. bereits angekauft und eingeschmolzen worden waren. Die weiteren Ermittlungen der Kriminalpolizei führten zur Festnahme des Arbeiters Herbert Wandtke, 30 Jahre alt, und dessen Ehefrau Therese Wandtke geb. Miotke, 27 Jahre alt, beide wohnhaft Scheibenrittergasse 11, sowie eines Bruders des Erstgenannten, des Chauffeurs Hugo Wandtke, 27 Jahre alt, wohnhaft Am Leegen Tor 2, Bei Herbert W. handelt es sich um eine bereits mit mehreren Jahren Gefängnis wegen Einbruchsdiebstahls vorbestrafte Person. Auch Hugo Wandtke ist bereits wegen Eigentumsvergehens und Betruges mehrfach vorbestraft. Alle Beteiligten sind dem Ermittelungsrichter vorgeführt worden, der Haftbefehl erlassen hat.

Danziger und Gdingener Schiffsliste

Im Danziger Hafen werden erwartet:

Poln. D. „Torun", 3. 2. fällig, Pam; dt. D. „Hildegard", 3. 2. fällig, Pam; dt. D. „Adele Traber", ca. 3./4. 2. fällig, Behnke & Sieg; Dzg. D. „Ada", 1. 2. von Aalborg, Behnke & Sieg; estl. D. „Romeo", 3. 2. fällig, Behnke & Sieg; schwed. D. „Ludwig", 1. 2. von Malmö, Behnke & Sieg; brit. D. „Baltonia", 3. 2. fällig, U. B. C.; poln. D. „Lublin", 3. 2. fällig, Rothert & Kilaczycki; schwed. D. „Urd", 3. 2. fällig, Rothert & Kilaczycki; schwed. D. „Hedda", 3. 2. fällig, Baltra.

Im Gdingener Hafen werden erwartet:

D. „Marwi", 1. 2. fällig, Behnke & Sieg; D. „Franz Jürgen", 3. 2. fällig, Speed.; D. „Trio", 8. 2. fällig, Pam; D. „Snäfrid", Februar fällig, Pam.

Einen Selbstmordversuch unternahm Freitag die Ehefrau R., indem sie sich die Pulsader aufschnitt. Auf das laute Schmerzgestöhne eilten Nachbarn herbei und fanden die Frau blutüberströmt liegen. Man band ihr zunächst den Arm ab und verständigte einen Arzt. Dieser legte einen Notverband an und ordnete die Ueberführung ins Krankenhaus an. Die R. ist Mutter von zwei Kindern.

Kampfmethoden des „Vorpostens"

und seines Hauptschriftleiters Zarske

Die Niederlage des Danziger Nationalsozialismus und der Abrutsch dieser Partei scheint sich unhaltbar zu vollziehen. Da nun nichts mehr hilft, sucht der „Danziger Vorposten" und besonders der sich unter dem Pseudonym Sekarz offenbar verbergende Hauptschriftleiter Zarske nunmehr in bewährter anderer Methode der Opposition irgendwie etwas anzuhängen. So behauptet er ehrenrührige Dinge von dem Abg. Gamm.

Es liegt uns fern, den „Danziger Vorposten" und die NSDAP. anzuweisen, vor ihrer eigenen Tür zu kehren. Wir sind der Meinung, daß die vor dem Forum des Gerichts sich fast täglich abspielenden Prozesse gegen Nationalsozialisten schon dem „Danziger Vorposten" zur Zurückhaltung Anlaß geben müßten. Uns wird versichert, daß die Behauptungen des Herrn Zarske unrichtig sind und daß der Volkstagsabgeordnete Gamm bereits ein Verfahren wegen Beleidigung, strafbar nach § 187 a StGB. eingeleitet hat. Weiter ist bereits der Weg der einstweiligen Verfügung beschritten worden. In zwei Verfahren also, sowohl vor dem Zivilgericht wie auch vor dem Strafgericht, wird nunmehr Herr Zarske in der Lage sein, seine Beweise anzutreten. Herr Zarske scheint durch die letzthin erfolgte Amnestie sehr selbstsicher geworden zu sein; vielleicht verrechnet er sich.

Nach drei Monaten gefunden

Im Hafenkanal, in der Nähe des Grundstückes Weichselstraße 17, wurde gestern mittag eine männliche Leiche entdeckt und geborgen. Der Tote ist der seit dem 21. November vermißte Angestellte Leo Danziger, der seit dem 21. November vermißt wurde. Danziger ist allem Anschein nach das Opfer eines Unfalles geworden.

Unser Wetterbericht

Veröffentlichung des Observatoriums der Freien Stadt Danzig

Bewölkt, diesig, vereinzelt Regenschauer, mild

Allgemeine Uebersicht: Das Tiefdruckgebiet Westeuropas hat sich weiter ostwärts ausgebreitet und mit seinen Warmluftmassen ganz Mitteleuropa überschwemmt. Die Frostgrenze ist bis nach Ostpolen zurückgedrängt. Auch in dem nach der Wolga verstärkten hohen Luftdruck ist die Temperatur etwas gestiegen. An der Südseite der in einzelne Teiltiefs aufgelösten Störung wandern noch einzelne Druckwellen ostwärts, welche die veränderliche Witterung andauern lassen.

Vorhersage für morgen: Bewölkt, diesig, vereinzelt Regenschauer, auffrischende westliche Winde, mild.

Aussichten für Montag: Unbeständig und mild.

Maximum des letzten Tages: 2.0 Grad. — Minimum der letzten Nacht: —0,4 Grad.

Windwarnung von gestern, 12.50 Uhr: Druckgegensätze verschärfen sich und bringen Gefahr zeitweise stark auffrischender Süd- bis Südostwinde. Signalball.

Polizeibericht vom 1. Februar 1936. Festgenommen wurden 13 Personen, davon 1 wegen Gewerbeunzucht, 1 wegen Körperverletzung, 1 wegen Betruges, 1 wegen Diebstahls, 1 wegen Bannbruchs, 1 wegen Schmuggels, 3 wegen Trunkenheit, 3 in Polizeihaft, 1 aus besonderer Veranlassung.

Danziger Standesamt vom 30. Januar

Sterbefälle: Ehefrau Amalie Schulz geb. Wischniewski, fast 75 J. — T. d. Arbeiters Kurt Schröder, 5 M. — Bäckergeselle Felix Deja, 28 J. — Kassiererin Chaja Lindenbaum, 23 J. —

Verantwortlich für die Redaktion: Franz Adomat; für Inserate: Anton Fooken, beide in Danzig. Verlag: Buchdruckerei und Verlagsanstalt A. Fooken, Danzig. Druck: Druckerei und Verlagsanstalt Karl Formell, Danzig.

Wasserstandsnachrichten der Stromweichsel

vom 1. Februar 1936

	31. 1.	1. 2.		31. 1.	1. 2.
Thorn	+ 2,58	+ 2,38	Montauerspitze	+ 1,28	+ 2,59
Fordon	+ 2,70	+ 2,39	Pieckel	+ 1,37	+ 2,68
Culm	+ 2,76	+ 2,38	Dirschau	+ 1,38	+ 2,80
Graudenz	+ 2,95	+ 2,97	Einlage	+ 2,56	+ 2,70
Kurzebrack	+ 3,09	+ 3,03	Schiewenhorst	+ 2,70	+ 2,63
	27. 1.	28. 1.		27. 1.	28. 1.
Krakau	— 2,44	— ,	Nowy Sacz	+ 1,12	+ 1,28
Zawichost	+ 2,05	+ ,	Przemysl	— 1,08	— 0,98
Warschau	+ 2,56	+ 2,30	Wuczkow	+ 1,06	+ ,
Plock	+ 1,54	+ 2,01	Pultusk	+ 1,58	+ 1,56

Zu vermieten

Separat., möbliertes Zimmer zu vermieten. Swinke, Rittergasse 24b, 2 Tr.

Kleines, leeres oder einfach möbl. Zimm. von sofort zu verm. Frau Schmidt, Milchkanneng. 15, IV

Rennerstiftsgasse 5 eine 6-Zimm.-Wohn., eine 5-Zimm.-Wohn., Zentralheiz., z. 1. 3. oder später zu verm. Näheres Fischmarkt Nr. 35.

Freundl. Schlafstelle frei mit Kaffee und Heiz. 3 Gld. p. gleich. Kalkofengasse 2, II l.

Junger Mann findet saubere Schlafstelle, separater Eingang. Heil.-Geist-G. 99, pt.

Kleine Wohnung, Zimm., Kabinett u. Gaskücke an alleinst. Dame ab 1. 2. zu vermieten. Pfefferstadt 42, 3 Tr.

Zwangsfrei! 1 Zimmer u. Küche von sofort zu verm. Kleine Gasse 1. Auskunft im Laden.

2½-Zimm.-Wohnung m. Bad, 3-Zimmer-Wohnung mit Bad u. Balkon, Sonnenseite, 1. 4. z. verm. Bes. 11—1 und 3—4. Lazarus, Langfuhr, Adolf-Hitl.-Straße 125.

Kl. fey., möbliertes Zimmer frei! Alles Roß 7, I.

3-Zimmer-Wohnung part., f. 55 G., zum 1. 4. zu vermieten. Butzke, Straußgasse 3, 1 Tr.

Wohn.-Gesuche

Möbl. Zimmer m. Bad, Nähe Ziegelstraße gesucht. Ang. unt. 387 an die Exp.

Suche 2-Zimmer- u. 1-Zimmer-Wohnung auf grünen Schein. Ang. u. 398 a. Exp.

Ju fester Arb. Sieb. sucht 2—2½ Zimmer, Miete 35—38 Guld., v. 1. 3. 36. Ang. u. 382 a. d. Expedition.

Kinderloses Ehepaar sucht Stube, Küche und Zubehör (nur Straßenfront), geg. grünen Schein. Miete wird im voraus gezahlt. Angebote unter 185 an die Expedition.

Möblierte Wohnung, bestehd. aus 2 bis 3 mod. möbl. Zimmern m. Wass., Bad usw. ab 1. 3. in Zopp. od. Langf. für läng. Zeit v. 3 Pers. z. miet. ges. Ang. u. 397 a. Exp.

In Arbeit stehendes, kinderlos. Ehepaar i. z. 15. 2. od. spät. eine 1—1½-Zimmer-Wohn. Nähe Langgarten bevorzugt. Angebote u. 392 an die Expedit.

3—4-Zimmer-Wohng. mit Bad, mögl. Zentralhzg., Nähe Holzmarkt, Altst. Grab., per 1. 3. evtl. spät. ges. Ang. u. E. F. 13 an die Expedit.

2-Zimmer-Wohnung, nur in Danzig, zum 1. 4. gesucht. Miete 35—38 Gld. Angeb. unt. 347 a. d. Exp.

Wohn.-Tausch

Tausche sofort Stube, Küche, Kabin., Stall u. Bod. v. Langgart. geg. gleiche od. große Stb. u. Küche m. el. Licht nach Sandweg. Ang. u. 396 a. Exp.

Achtung! Danziger in Gdynia!

Hotel Slupski, Gdynia

Am Hauptbahnhof

empfiehlt seine Restauration — Prima Küche, kaltes Bufett u. guten Kaffee zu billigen Preisen

Gulden wird gleich Zloty in Zahlung genommen

Jüdisches Theater in Danzig
Fischgasse 43

Künstlerische Leitung: Rudolf Zaslawski

Sonnabend, d. 1. Febr., 8 Uhr abds.
Das bekannte musikalische Schauspiel von A. Wiewiurkо

„Hasidius"

in 4 Akten — Musik von Hüllner

Sonntag, d. 2. Februar, 8 Uhr abds.
Klassisches Volksstück von J. Gordin

„Gott, Mensch und Teufel"

in 4 Akten mit Prolog

Achtung: Mittwoch, d. 5. Febr. 1936

Ehrenabend und Benefiz

des bekannten Schauspielers und künstl. Leiters RUDOLF ZASLAWSKI

MÖBEL
Schlafzimmer
Speisezimmer
Küchen- und Ausziehtische und verschiedene Einzelm.
Evtl. Zahlungserleichterung
Möbelhaus
Vorst. Graben 53

Wenn
Leder
für die Schuhe
dann nur von
Czarlinski
Lederhandlung
Altst. Graben 102.

Ihr Friseur in Ohra ist **L. Tepper**
Stadtgebiet Nr. 27
Dauer- und Wasserwellen
Damen- und Herren-Frisier-Salon
Erwerbslose ermäßigte Preise

Uhr-Reparaturen, zwei Jahre schriftliche Garantie
Altst. Graben 84, II
Eingang Ochsengasse

Eine Sensation

ist unser

Inventur-Ausverkauf

Hierfür einige Beispiele:

Reinwollene Anzugstoffe für Sport und Reise, Mtr. **9.50**

Anzugstoffe moderne Muster, ca. 145-150 cm br., Mtr. **15.50**

Anzugstoffe Reinwollener Cheviot, Meter **11.00**

Kammg.-Anzugstoffe edelstes Material, 145-150 cm br., Mtr. **19.50**

Ulsterstoffe reine Wolle, ca. 145-150 cm breit, Meter .. **18.50**

MOLENDA

nur Kohlenmarkt 9

Electrit-Radioapparate

Neue Modelle eingetroffen!
Allstromgeräte vom Einkreiser bis Groß-Super
Größte Leistung und zeitgemäße Preise.

BERESIN & CO.
Radio- und Elektrohaus

Danzig, Langgasse 14
Langfuhr, Adolf-Hitler-Straße 44
Teilzahlung gestattet.

Beim
Inventur-Einkauf
besichtigen Sie bitte mein reichhaltiges Möbellager
— Sie staunen selbst —

Kompl. Schlafz. von G 440.-
Küchen . . . „ G 120.-
Eßzimmer . . . „ G 425.-

Zwanglose Besichtigung erbeten
Meiler
Möbelbazar zum Krantor
65 Breitgasse 65

Mein Inventur-Ausverkauf
bietet Ihnen gute Qualitäten zu staunend billigen Preisen
Bekleidungshaus Wach
Junkergasse 4, I

Inventur-Ausverkauf
Elektrizer Herrenstoffe zu besonders günstigen Preisen im
Stofflager, Holzmarkt 7, hochpart. im Hause Bieberstein

Transportable
Kachel-Oefen und eiserne Oefen
Kochherde, eiserne Karren und Schlauchwagen liefert billigst
Danziger Maschinen-Werke
Schießstange 7, Tel. 289 60

Heirate nicht

Bevor du meine Möbel gesehen hast. Schlafzimmer v. 550, Speisezimmer v. 490, 1 aparte Küchen v. 130, Ausziehtische v. 50, Chaiselongue v. 32, rund. eich. Tische 40, mass. eich. Polsterstühle v. 10, Einzelmöbel, Garderoben, alles nur bei Fabrikware. Möbelhandlung, Große Gerbergasse 12, I.

Ein nierenfr. Kasten-Handwagen f. 30 G., eine Geige für 50 G. zu verkaufen.
Zu erfrag. Am Holzraum 18, Laden.

Ein Motorboot ohne Motor billig zu verkaufen. Schmidt, Danzig, Werftgasse 7

Wer kauft Unterhaltungs-Lektüre?
Ang. u. 353 a. Exp.

Tafelwagen, 5 Ztr. tragf., sowie 1 kleiner Tafelwagen billig zu verkaufen. Heilige Geistgasse 29, II. r.

Blusenkostüm für 6—10jähr. Mädch. billig zu verkaufen. Leegasse 9—10, Hinterhaus II Mitte.

Tanzlicht, Spiegel zu verkaufen. Töpfergasse Nr. 11, Laden.

---

1 Satz Betten, Polstgut, (Daunen), zu verkaufen. Karrenwall 2—4, Gartenh., 2 Tr., links.

Maurerleine, Schalbretter zu kaufen gesucht. Sommer, Heim-Gaststätte, Tel. 259 18.

Heil. Leibwagen zu kaufen gesucht. Angebote mit Preis u. 354 an die Exped.

Gebrauchte Schulbänke oder 11. elektr. Ofen preiswürd. zu kauf. ges. Angebote unter 364 an die Expedition.

Biete schönes eich. Speisezimmer gut erhalten, preiswürd. zu verkaufen. Schießstangengasse 12, Eing. Jopengasse, pt. I.

---

1 Mus. und Kleid. Gr. 42, 1 Paar Sp. Schneeschuhe Gr. 42, preiswert zu verkaufen. Kal., Gärtnergasse 16, 2 Tr. links.

Für die aufrichtige Anteilnahme anläßlich des Hinscheidens unserer lieben Entschlafenen sagen wir hiermit unseren herzlichsten Dank.

S. Baer und Töchter.

Anläßlich der Verlobung des Fräulein C. Deuter, Berlin, mit Herrn L. Erber, Gdynia, wünschen auf diesem Wege eine rosige Zukunft

Familie Reckel und Familie Katz, Danzig.

Offene Stellen

Teilhaber ab Kapital als tücht. Mitarbeiter m. Gewerb. i. Textilwaren gesucht. Ang. u. 371 a. Exp.

Aufwartung tägl. für 2—3 Nachmittagsstund. gesucht. Langfuhr, Hochschulweg 11, pt.

Für 1½jähr. Kind wird eine Erzieherin, welche bereits i. best. Häusern besch. war, von sofort gesucht. Kalkstein, Breitg. 127, Eingang Mauergang.

Soliden Kellner
stellt ein
Café Janatschek

Kinderfräulein
für 2 Kinder, mit guten Zeugnissen gesucht. Poln. Sprachkenntnisse erwünscht. Schapiro, Jagust. Schulstr. 44, Tel. 516 45. Meldung von 3—6 Uhr.

Ehrliche saubere
Aufwarte- u. Waschfrau
gesucht. Vorstellung Sonntag 10—11 Uhr. Dr. Cohn, Milchkannengasse 22.

Hausangestellte

Danzig. Staatsangehörigkeit, gewandt, mit guten Kochkenntnissen, für jüdischen kinderlosen Haushalt in Berlin gesucht. Meldungen bei Anker, Danzig, Silberhütte 1.

Säuglingsschwester oder Kindergärtnerin mit Säuglingspflege v. 1. 3. bis 15. 3. ges. Vorst. 9—11 u. 2—½5 Halbertha, Langf., Ad.-Hitl.-Straße 115.

Tüchtiges, sauberes Alleinmädchen m. gt. langj. Zeugn. f. bess. jüd. Haushalt gesucht. Angeb. unter 399 a. d. Expedition.

Zuverläss., ehrliches Hausmädchen m. gut. Zeugn. z. 15. 2. gesucht. Meldung. Hundegasse 106, 2 Tr.

Perf. Hausmädchen m. gut. langj. Zeugnissen, welches kochen kann und Kindersteh ifft, per 1. 3. gesucht. Vorzustellen v. 10—1 Uhr bei Nußbaum, Langgasse 78, 4 Tr.

Mädel, das polnisch sprechen kann, find. sof. Stelle Altst. Grab. 48, 3 r.

Solides, anständiges Hausmädchen für jüd. Haushalt, v. sof. gesucht. Portechaisengasse 7/8, I l.

Hausmädchen
mit nur guten Zeugnissen u. Kochkenntn. von sofort od. später bei Vorstorech. v. 11 bis 12 Uhr vormitt. Büttchergasse 26/27, 3 Treppen rechts.

Stellengesuche

21jähr. anständ. jg. Mann v. Lande sucht Lehrstelle b. Fleischer. Ang. u. 385 a. Exp.

Kinderpflegerin sucht Stelle für den ganz. Tag, auch im jüd. Haushalt. Ang. unt. 369 an die Exp.

Junger Mann, der keine Unterstütz. erhält, bitt. um eine Beschäftigung arg. kl. Vergütung. Ang. u. 348 a. Exp.

BECKER, 98 Breitgasse 98
zahlt Höchstpreise
für Anzüge, Kleider, Mäntel, Pelze, Pfandscheine, Antiquitäten, Gold, Silber, Brillanten, Radio-Teile, Nähmaschin. Kronzeugenst. u.a.

Extra breite Couch
gebraucht, aber gut erhalten, sofort zu kaufen gesucht. Angebote u. 331 a. d. Exp.

Autos
zum Ausschlachten kauft ständig gegen Kasse, gebrauchte Ersatzteile verkauft
Hermann Riffel
Danzig, Elisabethst. 3, Telefon 281 68.

Verschiedenes

Jg. Mädchen können schnell und gut Schneiderei erlernen, a. g. Hilfe i. Hausw. Schw. Meer 15, II.

Polnisch-Unterricht. Zirkel f. Anfänger u. Fortgeschrittene. Std. 50 Pf. Sprechstunden 12—1 und 6—8 Uhr. Regina Szarmachówna, Töpfergasse 28, 4 Tr.

Poln. Unterricht erteilt Fachlehrerin, leicht faßbar, b. guter Aussprache. Ang. u. 389 a. d. Expedition.

Stotternden
hilft unentgeltlich. Angebote unt. 389 a. die Expedition.

Maskenkostüme verleiht v. 2 Gld. an Schiditz, Nonnenacker 12, pt. am Falkhof.

Maskenkostüme verl. Banma, G. 40 a, pt.

Schneiderei-Unterricht auch i. den Abendstd. erteilt Fr. Maria Piatkowski Damenschneidermstr., Schwarzes Meer 15.

Wer spinnt Schafwolle? Angebote mit Preis unt. 388 a. d. Exped.

Wer erteilt polnischen **Sprachunterricht** Angebote unter 401 an die Expedition.

Töpferarbeiten
führt aus, auch außerhalb, Walter, Langfuhr, Marienstraße 19.

Für gut rentables Unternehmen stiller evtl.
tätiger Teilhaber
mit ca. 20 000.— Gulden gesucht. Volle Sicherheit wird geboten. Angebote unter 386 a. d. Expedition.

Kapitalist
sucht sich an hiesigem Unternehmen tätig zu beteiligen. Angebote u. 293 a. d. Exped.

Polnische Korrespondenz!
Wer übersetzt und schreibt (möglichst auf eigener Maschine) stundenweise? Angebote unter 368 an die Expedition.

Erstklassige Maßschneiderei
für Damen und Herren, sowie Spezialabteilung für chemische Reinigung, Bügel- und Kunststopf-Institut
Schneidermeister Heinrich Leiser
Danzig, Schichaugasse 7

Reinigungsanstalt und Dampfpresserei „Wie neu" Goldschmiedegasse 31
gewährt für alle Neueingänge auf die bisherig. Preise bis zum 1. März 1936 20% Rabatt

---

Autos und Krafträder

Personen- und Lastwagen
an Selbstfahrer wochenweise zu vermieten. Im Falle späteren Kaufes irgend eines neuen oder gebrauchten Wagens wird die bis zu diesem Zeitpunkt gezahlte Miete nach Abzug der effektiven Spesen mit dem Kaufpreis verrechnet.
Danziger Ständige Automobilmesse, Danzig, Brotbänkengasse 37,
Tel. 242 15 Tel. 242 38

Fiat-Limousine
420 PS, 988 ccm, 4-Sitzer, 2türig, Modell 508, Jahrgang 1933, 38 000 km, in prima Zustande.

D. K. W. Kabriolet-Limousine
Zweitaktmotor, 4-Sitzer, 2türig, im erstklassigen Zustande

Hillmann-Limousine
6/30 PS, 1174 ccm, 4-Sitzer, Modell 1933, 4türig, 48 000 km, in erstklassigem Zustand

Fiat, offen
420 PS, Modell 509, sehr gut erhalten

Ford V-8 Limousine
4türig, 4—5 Sitzer, hellgrün, mit Koffer, 8-Zylinder, 32 000 km, verkehrtes Modell, in erstklassigem Zustand

Alle oben erwähnten Wagen sind als Gelegenheitskäufe billig abzugeben. Außerdem mehrere gebrauchte Wagen in verschiedener Preislag. Barzahl. u. Näheres auf Wunsch
Danziger Ständige Automobilmesse, Danzig, Brotbänkengasse 37,
Tel. 242 15 Tel. 242 38

Ihr Schaden
wenn Sie uns nicht besuchen!
Ihr Vorteil
wenn Sie **MÖBEL** kaufen,
im **Möbelhaus Fingerhut**
Milchkannengasse 26
Unsere Läger sind reich sortiert. Wir sind wirklich billig!

Trauringe
Uhren, Gold- und Silberwaren
Reparaturen billigst
R. Schramm, gen. **Jacobsohn**
Breitgasse 118

Verkäufe

Grabsteine
(Granit)
2 Zweizimmer-Oefen mit Füller, Rohrgest. u. Garten zu verk. Besichtigung 3—5 Uhr. Angebote unter 334 an die Expedition.

Gitarre-Mikrophon, gut erhalten, f. 30 G. u. Kronleuchter, Messing zu verkaufen. Hundegasse 31, Gelegenheitskauf.

Kinderwagen, f. 12jähr. Knaben, 4 gut erhalt. Radreifen zu verk. Jandczak, 6—7, Hinterhaus, parterre.

Gut erhaltene Tafelwaage fast neuwert. zu verk. Ang. u. 351 a. Exp.

Gut erhaltener Sandwagen zu verkaufen. Ang. u. 391 a. Exp.

Herrenfahrrad und Kinderwagen billig zu verkaufen. Danziger Straße 21 b, 3 evtl. ab 3 Uhr nachm.

Ford

JUNIOR DE LUXE MODELL 1936

zu ermäßigten Preisen eingegangen und ausgestellt

Dominikswall Nr. 10

Telefon 224 64

ST. MARLEWSKI & Co., DANZIG

Autorisierte Fordhändler

Original-Ersatzteile zum ermäßigten Zoll

Servicedienst

Die neuen Modelle 1936 eingetroffen

Kinderwagen
Große Auswahl
Damen- und Herren-
Fahrräder

sowie Ersatzteile aller Art kaufen Sie gut und billig bei
Max Miller, 1. Damm 14. Reparaturen fachgemäß und preiswert.

Hier kauft man gut und billig

Der billige Hosenladen
Der Name sagt alles
nur
Altstädtischer Graben 105
gegenüber Wilhelmstraße Nähmaschinen

Herrenwäsche
Hüte und Mützen
Herren- und Knabenkleidung
Carl Steinbrück
Altstädtischer Graben 93

Herrenstoffe
H. Seidler
Große Scharmachergasse 2

Feldmöbel
Kameradschaftsgeist und Disziplin
Max Czarnecki
III. Seigenengasse 41

Kranzler-Brogerie
nur
Breitgasse 114
Brotaufträgen Danzig 6 Uhr früh

MOEBEL
in großer Auswahl kauft man stets preiswert im
Möbelhaus Breitgasse 95

Hirschberg & Waldhaus
gegr. 1885 Breitgasse 120 gegr. 1885
Bekannte Herren- und Damen-Moden
Sorgfältig und modern Maß

Schuhe
in Riesenauswahl
Kielciglowski
Hökergasse 9 / III. Damm 17

Sprechapparate
Platten
Plattenwechsler
Werke
Musikwerke
Fahrräder
Ersatzteile
stets von
Tiemann
Hundegasse 37
Keine Nebengasse
Tel. 278 17

Juwelier
stets das Neueste
im
Hofbazar zur Altstadt
Altst. Graben 65

Julius Goldstein
Ältestes Kaufhaus an der Markthalle
Trikotagen, Wäsche, Kurz-, Woll- und Strickwaren
nur **Junkergasse 2**

Uhren
Goldwaren
Trauringe
Spezialität: Reparaturen
nur Hunter Nr. 2